

DÜSSELDORFER DEBATE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

2/87

Februar

*

Die ganze Welt ist ein Fußboden.
(Johann Nestroy)

*

Redaktion:

Michael Ben, Thomas Neumann

Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/ 3613360

Peter Furth, Dr. phil., geb. 1930; Professor für Sozialphilosophie an der FU-Berlin; u.a.: Soziologische Positionen (mit Mathias Greffrath), Frankfurt 1977; Arbeit und Reflexion (Hrsg.), Köln 1980; Zur gegenwärtigen Lage des Friedens, in »Widerspruch 3«, Zürich 1982.

Bernd Greiner, Dr. phil., geb. 1952; Lehrbeauftragter an der Universität Oldenburg und wiss. Angestellter bei der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts; zuletzt: Politik am Rande des Abgrunds? Die Außen- und Militärpolitik der USA im kalten Krieg, Heilbronn (Distel) 1986.

Michael Schneider, Dr. phil., geb. 1943; Schriftsteller und Publizist, u.a.: Das Spiegelkabinett, Novelle, 1980; Den Kopf verkehrt aufgesetzt oder Die melancholische Linke, Essays, 1981; Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom, Essays, Aphorismen und Polemiken, 1984.

Hermann Treusch, geb. 1937; Schauspieler und Regisseur; u.a. in Graz, Stuttgart, München, Hamburg und Frankfurt, dort Theaterdirektor von 1975 - 79 am TAT; viele Fernsehrollen; seit 1981 in Berlin am Schillertheater und an der Freien Volksbühne; Clownsstück geschrieben: Clown in der Klemme, 1976.

WRL, Dr. rer. soz., geb. 1951; u.a.: Gegen eine technikkritische Wende im Marxismus, Debatte 5/85.

ISSN 0176-7232

DÜSSELDORFER DEBATTE

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald
Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, Telefon 0211/3 61 33 60
Konto 5717004 Deutsche Bank (BLZ 300 70010)

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli/August)
Abo-Heftpreis 12,- DM (einzeln 15,- DM) + Versandkosten
Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Ende des jeweiligen Abonnement-Jahres.

Copyright©: Verlag Michael G. von Bentivegni-W. / Gestaltung: Kurt Weidemann /
Satz: DEBATTE / Korrektur: Christel Kauder / Druck: Plitt, Oberhausen /
Anzeigenpreisliste 1/84 / Vertrieb: INTER-ABO Betreuungs-GmbH,
Postfach 103245, 2000 Hamburg 1

Editorial	2
Peter Furth Zu einer Phänomenologie der Enttäuschungen — I	5
Michael Ben Die sowjetische Kulturrevolution Vom regulierten zum sich selbst regulierenden System?	16
Thomas Neumann Saint-Simons Frage zweiter Teil — Zeitschriftenschau	22
Bernd Greiner Amerikanischer Skandal oder Der neue Dissens	25
Peter Maiwald Neue Gedichte	36
Hermann Treusch Der Schauspieler eine fremde Ware — allen bekannt	41
Michael Schneider Ketzerische Betrachtungen über den gegenwärtigen Literaturbetrieb, die Herren der kritischen Zunft und die Säulenheiligen des Feuilletons	55
WRL Optimierung der Arbeitszeit statt Verkürzung Thesen zu Materialismus und Technik — Teil II	61

The party is over, schreibt Bernd Greiner in seinem Aufsatz über eine Wende unter den Intellektuellen in den USA. Alle Wechsel der USA-Regierungen wurden in den letzten Jahrzehnten damit eingeleitet, daß ein Ereignis, wie es alles in allem nicht ungewöhnlich im Rahmen einer Politik ist, die mit kleineren Mächten gelegentlich hart umspringt, dann zum Skandal werden kann, wenn die Regierung aus möglicherweise ganz anderen Gründen als abgewirtschaftet gilt.

In der Bundesrepublik läuft so etwas nicht. Nur eine einzige Regierung wurde bisher wegen eines Skandals gestürzt, der bei späterer Wiederholung anderen Regierungen nicht gefährlich werden konnte. Brandt mußte mit Guillaume, aber Kohl mußte nicht mit Tiedge gehen. Dagegen haben wirklich rechte Skandale bei uns nie Folgen für die Regierung gehabt. Weder Flick noch das Newsweek-Interview noch die Transaktion mit U-Boot-Plänen waren für irgend jemanden ernster Anlaß, die Regierung auszuhebeln. Der Versuch wäre auch kaum chancenreich gewesen. Vielleicht ist es so, wie Enzensberger vermutet, daß die Skandale der Arbeiterbewegung die rechten um ihre Wirkung gebracht haben. Diesseits der CDU gibt es wohl eine Mehrheit, auch nach der Bundestagswahl, wie man nachrechnen kann, aber keine linke.

Doch stellen sich noch ein paar andere Fragen. Warum erhalten die Grünen im Wahlkreis München Mitte achtzehn Prozent der Stimmen und im süddolnburgischen Vechta, wo die modernste Agrarindustrie der Welt zum Himmel stinkt, nur fünf, die CDU aber noch immer über sechzig Prozent; warum ist es in Duisburg II umgekehrt, dreiundsechzig Prozent SPD, sechsundzwanzig Prozent CDU und die Grünen wieder nur etwas über fünf? Liegt es daran, daß Vechta ein traditionelles ländliches Gebiet ist und traditionell konservativ wählt und Duisburg ein traditionelles Arbeitergebiet ist und traditionell wählt? Liegt es daran, daß in beiden Kreisen die Zahl der Arbeitslosen überdurchschnittlich hoch im Vergleich zur übrigen Bundesrepublik ist, in beiden also niemand auf Veränderung setzt. Vechta ist ein schwarzer Kreis und Duisburg ein roter Kreis geblieben, München Mitte aber changiert grün. In Vechta gab es in den letzten Jahren große Bauerndemonstrationen gegen die industrialisierte Landwirtschaft und den Ruin bäuerlicher Existenzen. In Duisburg gab es große Demonstrationen der Stahlarbeiter gegen den Abbau ihrer Arbeitsplätze. Heftige Bewegungen, die nichts bewegten; in München gab es Kir Royal. Sind also die Grünen die Stimmungskanonen der Apokalypse?

Der bemerkenswerteste Begriff, der in der Legislaturperiode aufkam und im Wahlkampf den Fernsehmoderatoren wie eine Binsenwahrheit geläufig war und ebenso häufig benutzt wurde, hieß 'Rot-Grünes Bündnis'. Bemerkenswert in dieser Wortkombination war die Umpolung der Ängste, die sie signalisierte oder anstacheln sollte. Der Begriff benannte keine Furcht vor den Roten, er sollte Angst vor den Grünen schüren. Rot in dieser Wortkombination hieß so viel wie etabliert und anerkannt,

aber wenns ins Grüne ging, dachten einige schon an Revolution.

Man könnte annehmen, diese Wende in den Angstpsychosen der konservativen Bundesrepublik erkläre sich ganz einfach daher, daß der SPD im Ernst kein Mensch mehr zutraut, wirklich rot zu werden. Aber vielleicht liegt es auch daran, daß die sozialistische Idee, den Fortschritt der Produktion in noch ganz anderen Dimensionen anzutreiben, als es dem Kapitalismus je möglich sein werde, erstens zur Zeit wenig an Überzeugung besitzt und zweitens sich als ein Apfel vom gleichen Stamm erweisen könnte. Die Technik noch schneller zu entwickeln, den Lebensstandard noch weiter zu steigern, das sind für einen anständigen Vertreter der Marktwirtschaft keine ängstigenden Motive, unter der roten Fahne hält er sie allenfalls für wenig effektiv. Dagegen ist die Perspektive des Verzichts, der Bescheidenheit, und sei sie in noch so romantisches Grün eingefärbt, beunruhigend. Niemand hat es gern, wenn von draußen arme Schlucker durch die Fenster des Speisezimmers auf den vollbelegten Tisch blicken. Und wenn es sich schon nicht vermeiden läßt, so ist es doch besser, nicht hinzusehen, um sich den Appetit nicht verderben zu lassen. Hinzusehen aber verlangen die Grünen. Sie sind nicht antikapitalistisch, und sie sind auch nicht prosozialistisch. Als Strauß Frau Dittfurth mit der Bemerkung in Verlegenheit zu bringen suchte, die Sowjets kauften ihre Kerntechnik in der Bundesrepublik, verstand sie die Provokation gar nicht, er aber und seine anderen Tischgesellen verstanden wenig von dem, was Frau Dittfurth sagte, sie selbst war ihnen eine Provokation. Sie war es so sehr, daß aus dem ebenmäßigen Gesicht von Martin Bangemann der Satz herausfiel: "Polemik macht häßlich, Frau Dittfurth." Man sah ihm an, daß er sie hätte erschlagen können vor Zorn.

Die Grünen sind eine Provokation, nicht vor Ort, betrachtet man Vechta oder Duisburg, aber in den relativ freien Köpfen, eine den Volkstümlern ähnliche utopische Bewegung, die weder rechte noch linke traditionelle Kräfte an sich ziehen kann, aber es schafft, diese gleichmäßig das Fürchten zu lehren. Sie ängstigen ihre Kontrahenten mit der Vorstellung, eines Tages könnte ihnen etwas, sei es zu viel oder sei es das Letzte, genommen werden. Den Freunden der Grünen ist dagegen die Vorstellung des Verzichts nicht unangenehm. Sie ist romantisch genug, um das Gemüt zu bewegen, und rein genug, um vor der Praxis sicher zu sein. In Marl wird darauf demnächst die Probe gemacht werden. Dort hat ein Sozialarbeiter vorgeschlagen, statt in den kommenden Fastenwochen sich den kirchlichen Hungergeboten zu unterwerfen, der Einfachheit halber vier Wochen nach den Regeln der Sozialfürsorge zu leben, woraufhin einige bereits erklärten, daß der Schoß der Kirche ihnen näher liege. Alle, die auf Veränderung setzen, setzen zur Zeit auf diese Romantik.

Das ist eine von den Enttäuschungen, deren Phänomenologie Peter Furth in dieser Ausgabe zu analysieren beginnt. Eine, die erste der Enttäuschungen, die noch versucht ist, sich mit sich selbst zu meistern. Keine Wahlanalyse, aber eine Analyse.

Die Bewegungen im realen Sozialismus, der in der Sowjetunion am realsten ist, bleibt ein Thema nicht nur für Zeitschriftenschauen. Über die sozialistischen Kulturrevolutionen sind täglich Neuigkeiten zu erfahren, die das Puzzlespiel bereichern, wenn man sich den Rahmen für das Bild nicht vor der Zeit einengt. Wo sollen wir z. B. die Bemerkung General Wojciech Jaruzelskis plazieren, die er nach seinem Besuch beim Papst einer italienischen Zeitung anvertraute, die Kirche sei eine "immerwährende historische Realität"? Unter 'ewiger Freundschaft'?

*

11.1.87

Lieber Herr v. B !

Ich sehe mit Freude Sie veröffentlichen auch Briefe von unsreiner und da schreibe ich Ihnen frisch von der Läber weg in der Hoffnung auf Veröffentlichung. Denn wir Mädchen habens schwer jetzt, wo die Freier ausbleiben wegen Aids. Und der Dollar steht mieß was wir doch früher von Turistischen und Matrosen so verdienen konnten, ist jetzt ein Drittel wert. Ich hoffe Sie zahlen Geld für einen Brief, aber das müssen sie mir mit Barscheck schicken, sonst nimmt es mir der Rudolf, was mein Beschützer ist, weg. Auf das Geld freue ich mich sehr. Haben Sie vielleicht eine Freundin, die alte Sachen hat, die sie nicht mehr braucht, ich denke an Pelzcapas und Stöckelschuhe, ich habe Größe 32, aber 32 einhalb paßt auch.

Sie als adliger Herr können sich gar nicht vorstellen, wie's um ein Mädchen bestellt ist, das sich bei dieser Hundskälte in Hamburg ganz nah der Hafenstraße Freier suchen muß. Neulich fand ich einen spendablen im Barcelona, wo ich mit meiner Kollegin S. immer hingeh, weil der Besitzer uns läßt ohne es dem Rudolf zu sagen, ders auch nicht mehr mit mir samstags macht, wegen Aids. Ja, der Rudolf sagt, ich sei eine Todgeweihte und solle mir etwas anderes suchen. Deshalb schreib ich Ihnen, wegen der Briefe. Ich schreib Briefe an wen sie wollen. Ein Hunderter aber muß dabei herauspringen.

Sankt Pauli ist traurig und der Hans-Albers-Platz von einem ekligen Denkmal verschandelt, ein Timmendorf oder so ähnlich, ein Maler hat es gemacht, der geht manchmal mit mir, lieber aber mit der Edith weil sie geduldiger ist, weil, der Timmendorf ist Künstler und braucht Zeit. Schreiben Sie bald und halten Sie den Kopf hoch und seien Sie begrüßt von Ihrer

Sieglinde Edding

Entschuldigen Sie den Klecks. Der Rudolf darf von diesem Brief nichts wissen. Schreiben Sie postlagernd Davidswache.

Peter Furth

Überlegungen zu einer Phänomenologie der Enttäuschungen — I

Als ich neulich die Wohnung eines arbeitslosen Lehrers betrat, kam mir von einem lebensgroßen Plakat Rambo entgegen. Daneben, auf einem Tischchen waren eine Kerze und ein Buch arrangiert. Das Buch trug den Titel »Sag Ja zur Realität«. Aus meiner Bekanntschaft mit dem Lehrer wußte ich, daß da nicht der amor fati eines reaganitischen Nietzscheaners zur Schau gestellt wurde. Als weitere Auskunft bekam ich aber nur Lachen, als steckte 'fröhliche Wissenschaft' hinter der Allegorie. Ein Fall 'linker Ironie'? Das Eingeständnis von Enttäuschungen ohne ihre Anerkennung? Oder die Ermäßigung des Utopischen, der Wunsch nach Realismus, aber ohne den Mythos der Gewalt? Oder ein Identitätszauber, das Gegenbild an der Wand als Appell linker Selbstbehauptung? Welche Deutung auch zutreffen mag, da schockierte nicht jemand aus dem Überlegenheitsgefühl avantgardistischer Geschichtsgewißheit, sondern mit dem Kleinmut der Enttäuschung. Verstörung wurde signalisiert und zugleich durch Ausdruck verleugnet. In der Tat eine 'unübersichtliche' Gefühlslage. Um sie zu erfassen, wurde letztes das Wort von der "Erschöpfung utopischer Energien" in Umlauf gebracht.

Das ist eine Formel, die unmittelbar einleuchtet, aber gerade deshalb noch einmal bedacht werden sollte. Als Ausdruck einer intellektuellen Bedrängnis beschwichtigt sie diese auch, weil sie den Effekt des Wiedererkennens einsetzt; das aber in einer Situation, deren "Unübersichtlichkeit" gerade durch die eigentümliche Folgenlosigkeit solcher Erklärungsversuche in den Blick kam. Womöglich ist die "Erschöpfung utopischer Energien" für Intellektuelle eine Situation wie die Ölkrise für Mercedes Benz, und es geht darum, verbrauchte durch neue Arten utopischer Energie zu ersetzen. Möglicherweise ist aber die Situation viel bedenklicher, wenn auch offener, weil die Vorstellung einer Verbindung von Utopie und sozialer Motivation, der Sinn dieses Konzeptes überhaupt, in die Krise geraten ist. Jedenfalls tut man gut daran, diese Möglichkeit nicht auszuschließen. Das aber verlangt eine andere Haltung zur Enttäuschung utopischer Hoffnungen, als wir sie aus der Geschichte der Moderne gewohnt sind. Der rastlose Kreislauf von Enttäuschung und neuer Hoffnung müßte angehalten werden; Enttäuschung müßte, anstatt durch neue Ziele überboten zu werden, allererst festgehalten werden. Aus einem Motiv der Betäubung würde ein Motiv der Erkenntnis. Wodurch aber könnte es dazu kommen, wenn nicht durch die Enttäuschung selber.

Das mag befremden. Zunächst ist damit nur gemeint: Für das Innehalten auf dem mit utopischen Vorsätzen gepflasterten Weg gibt es keine dritte von außen eingreifende Instanz. Da ist nur ein Motiv aus dem Innern des utopisch überhöhten Geschichtsprozesses selber als Anhalt vorhanden, und das ist, wenn es nicht um den Versuch einer Rückkehr in die Religion gehen soll, die Enttäuschung. Aber die eigentliche Fräglichkeit liegt wohl woanders. Enttäuschung lähmt und verdunkelt, wie soll sie da bei der Erkenntnis helfen oder gar selber Erkenntnis sein? Die Antwort ergibt sich, wenn man sieht, daß die Enttäuschung kein einfacher Vorgang mit einem einwertigen Resultat ist. Enttäuschung ist einerseits passiv, etwas, das einem geschieht, ein Erleiden, eine Lage — Enttäuschtsein; und andererseits ist Enttäuschung aktiv und transitiv, Erfahrung, eine objekt- und zielgerichtete Tätigkeit — Ent-Täuschung als Befreiung von Täuschung. Diese Unterscheidung soll die nächsten Überlegungen lenken, wobei das Problem sein wird, wie diese beiden Seiten als Seiten ein und desselben Erlebens verstanden werden können, wie sie zusammenhängen und einander bewirken, wie z.B. aus Widerfahrem Erfahrung wird.

*

Das Wort von der "Erschöpfung utopischer Energien" kommt in einer Zeit auf, in der jahrtausendealte Demiurgenträume eine wissenschaftlich-technische Fähigkeit des Menschen werden. Endzeitangst, Ratlosigkeit und Allmachtillusionen provozierendes Können treffen aufeinander, sitzen jeweils der anderen Seite im Nacken. Kontrapunkt der Formel vom Utopieverlust ist die Formel von der wissenschaftlich-technischen Revolution.

Mit dieser Formel ist eine Wende im Naturverhältnis der Menschen angezeigt. Die Natur ist soweit in die Geschichte hineingezogen worden, daß es einen Positionswechsel zwischen erster und zweiter Natur, dem was Hegel den objektiven Geist nannte, gegeben hat. Die Natur war immer, ob Chaos oder Kosmos, Inbegriff für menschen-unabhängiges und menschen-überlegenes Sein. Das gilt natürlich auch weiterhin, aber diese Natur der Vorgegebenheiten und Unaufhebbarkeiten ist dank der menschlichen Handlungskapazität in den Hintergrund der Aufmerksamkeit gerückt. In den Vordergrund trat eine durch und durch relativ gewordene Natur, menschen-abhängig, ja geradezu sorgebedürftig. Es ist noch nicht lange her, da war die menschliche Zivilisation von 'freier Natur' umgeben und bedroht, nun ist die 'freie Natur' inmitten der Zivilisation und ist als Landschaft, Park etc., das heißt als Reservoir oder Luxusgut, ein Gegenstand der Pflege und Vorsorge geworden. Unsere Kunstprodukte haben ihr Modell nicht mehr in Naturprodukten; es ist umgekehrt: Die Naturprodukte gleichen unseren Kunstprodukten; wir stellen nicht mehr Plastik her, das wie Stein oder Holz aussieht; unsere Steine, unser Holz sehen aus wie Plastik. Selbst die Elemente der mythischen Natur,

Feuer, Wasser, Erde und Luft, immer noch die Grundbestände auch unseres Lebens, sind von uns in Regie genommen und kommen, wenn auch zumeist in zweifelhafter Qualität, aus unserer eigenen Herstellung. Eine Situation, mit der wir noch nicht auf eine Höhe gekommen sind. Immer wieder greifen wir auf die alte Hoffnung zurück, in der Natur die Grundlagen von Geschichte und Sittlichkeit zu entdecken. Aber die Aristotelische Natur, die Rousseausche Natur sind entkräftet. In dem Maße, wie die erste Natur in die Vermittlungen der zweiten Natur aufgehoben wurde, verlor die Natur des Naturrechts ihre begründende Kraft, verfiel überhaupt das Prinzip einer ontologischen Normativität. Nicht durch moralische Erosion sind die in Natur eingelassenen Fundamente von Sozialem ruiniert, sondern durch unser wissenschaftliches und technisches Können. Das ist restlos versachlicht, das heißt, es ist selbstläufig, braucht außer sich keine anderen Motive und Ziele und ist allseitig funktionalisiert. Wird demgegenüber eine normative Natur angerufen als Vorbild oder als Schranke, dann ist eine Mystifikation zu befürchten. Sicher ist in solchen Fällen nur, daß ein Schaden eingetreten ist oder droht, dem mit üblichen und wohlfeilen Mitteln nicht mehr beizukommen ist. Die Natur nach dem Bilde der alten Nemesis fürchten, als ein Unheil, das wie Rache auf eine Untat antwortet, macht offenbar noch weiter einen Sinn. Die Hoffnung aber, aus der Natur erkennen zu können, was dem Menschen frommt, was ihm zu wünschen und zu wollen, was ihm als Lebensart, was als Selbstbild zukommt, ist chimärisch. Der Konservatismus hat an der Natur keine Stütze, jedenfalls nicht für die Verteidigung einer bestimmten Lebensform. Und die Ökologie als eine Wissenschaft des 'Zurück zum Kosmos' ist ein gefährliches Mißverständnis.

Die Natur ist plastisch und ein unendlich weites Feld der Substitutionen. Wenn wir die Erde unbewohnbar machen, werden wir eben unterirdisch oder planetarisch wohnen, wir müssen es nur können. Ob wir unsere Häuser auf festem Grund oder in den Tiefen des Meeres oder im leeren Raum bauen, ist unsere eigene Angelegenheit. Die Natur sagt uns über das Sollen dieser oder jener Bauweise gar nichts; nur über die Bedingungen gibt sie Auskunft. Darin ist sie allerdings unbestechlich. Sie ist dem Menschen ein Wirt, der nicht sagt, was zu tun und zu lassen ist, aber für das Tun und Lassen schreckliche Rechnungen präsentiert. Die animistische Natur war sicher furchtbar, aber sie bewahrte den Menschen vor sich selber. Die industrielle Natur steht zur Verfügung, aber nun ist der Mensch sich selbst ausgeliefert. Liegt kein Tabu mehr auf der Natur, dann schützt auch keines mehr den Menschen.

Die für Legitimationszwecke beschworene Natur ist eine Mystifikation, das ist ein Resultat der wissenschaftlich-technischen Revolution, dem wir uns nicht mehr entziehen können, auch wenn es uns schwerfällt, dies anzuerkennen. Aber das bedeutet ebensowenig wie in Horaz' Zeiten die Vertreibung der Natur. Im Gegenteil, es bedeutet die Ausdehnung und Vertiefung des Mensch-Natur-Verhältnisses bis dahin, daß

sich Natur und menschliche Vermittlung für uns nicht mehr trennen lassen. Die Natur bleibt übermächtig, aber vor allem auch als menschliche Fähigkeit. Eben darin besteht die Wende, von der im Zusammenhang mit der wissenschaftlich-technischen Zivilisation zu sprechen ist. Die Erscheinung der Natur in der Form der menschlichen Fähigkeit wird im Mensch-Natur-Verhältnis dominant, allerdings mit all den negativen Komplementen, die dazugehören, den Katastrophen, die aber nun gemachte und nicht mehr nur geschehende sind. Ihre Kontingenz ist nicht mehr die gleichgültige der außermenschlichen Natur; sie ist viel komplexer. Es ist eine Kontingenz, die zur Natur des Machens gehört, die also auch als unzurechenbare verantwortet werden muß.

Von der Seite der Mittel, Verfahren und Fähigkeiten her läßt sich die Wende, die nach langem Herankommen schließlich den Namen wissenschaftlich-technische Revolution bekam, an prägnanten Einzelzügen beschreiben, z.B. als Übergang von einer defensiven, Naturprozesse nachahmenden Technik zu einer projektiven und analytisch-konstruktiven Technik, einer quasi unnatürlichen Technik. Mimetisch war die Technik solange und insoweit sie nach dem Prinzip der Organersetzung, -überbietung und -entlastung organisiert war. Natürlich existiert die nach diesem Prinzip fungierende Technik weiter. Aber sie ist mittlerweile von einer Technik überlagert, die das organische Prinzip durch das analytische überbietet.

Analytisch ist die Technik der wissenschaftlichen Zivilisation, insofern sie in ihren Grundoperationen reduktiv ist und darauf beruht, daß konkrete Wirklichkeit in Elemente zerlegt wird, die in der Natur nicht vorfindbar sind, und daß im Gegenzug diese Elemente zu neuen Einheiten synthetisiert werden, zu Modellen, die unter Gesichtspunkten der Effizienz identisch reproduziert werden können und so die Grundlage einer vereinheitlichenden Umbildung der vorfindlichen Wirklichkeit werden. Die Folge dieses Zusammenspiels von analytischer Reduktion und synthetischer Konstruktion ist eine ständig zunehmende Konformität der subjektiven und der objektiven Tätigkeitsbedingungen, der intellektuellen und materiellen Momente des Produktionsprozesses. Das intellektuelle Element der Arbeit bleibt nicht außerhalb der technischen Objekte im bezweckenden und anwendenden Subjekt, wie umgekehrt die Sachlichkeit der technischen Objekte in die Subjekte einwandert. Das Bild, mit dem die moderne Technik getroffen wird, ist nicht mehr das des Organersatzes, sondern das der Verdoppelung des Menschen: die wissenschaftlich-technische Zivilisation als zweiter, künstlicher Mensch.

Schon immer war die List der Vernunft eine Vernunft aus der Maschine. Aber erst in der wissenschaftlich-technischen Zivilisation zeigt sich der volle Sinn dieses Wortes: Es ist Ausdruck der Erkenntnis, daß die Maschinenvernunft auf das listige Subjekt zurückwirkt und sein hinter der List gebliebenes Wesen in den Kreislauf einer sich selbst bedingenden Produktion hineinzieht. Man kann dazu auch sagen, daß die Technik in

der wissenschaftlichen Zivilisation selbstbezüglich wird. Nicht nur die Natur als Inbegriff des Vorgefundenen, Unvordenklichen wird aufgehoben, sondern auch die Geschichte, die von Naturwüchsigkeit auf Planbarkeit umgebaut wird. Das heißt, der Urheber der technischen Prozesse wird in dem Augenblick, in dem er die Geschichte in die wissenschaftliche Produktion hineinzieht, selber zum Gegenstand der Produktion. Hier liegt die Pointe der wissenschaftlich-technischen Revolution. Die moderne Produktionstechnik richtet sich am Umbau der Natur vorbei auf den Umbau des Menschen selbst. Die 'künstliche' Veränderung des Menschen in allen Hinsichten, als leibliches, seelisches, soziales Wesen, wird zur eigentlichen Voraussetzung des Fortschrittes der Güterproduktion.

Mit diesem Rückbezug der Technik auf den Menschen und seine Verhältnisse haben sich weitgehende Emanzipationshoffnungen verbunden. Damit wird aber auch das, was einstmals Schicksal hieß, neu geschaffen. Denn die Ablösung vom Naturzwang kann nur durch die Unterwerfung unter den Produktionszwang geschehen, in dem fremdgegebener und selbstgesetzter Zwang ineinander übergehen. Die selbsterzeugte Sachgesetzlichkeit wirkt auf den Menschen mit der gleichen Verbindlichkeit und Überlegenheit zurück, wie vormals die erste Natur übermächtige Voraussetzung der Existenz war. Paradox läßt sich sagen: Inhalt des neuen Schicksals, ausweglose Forderung, ist, daß der Mensch sich selbst eine wissenschaftliche, technische Produktionsaufgabe wird.

Marx hat in den ökonomisch-philosophischen Manuskripten das spekulative Schema dieser Entwicklung gegeben und dabei das berühmt gewordene Bild von der Industrie als dem "aufgeschlagenen Buch der menschlichen Wesenskräfte" gebraucht: "Die Industrie ist das wirkliche geschichtliche Verhältnis der Natur und daher der Naturwissenschaft zum Menschen; wird sie daher als exoterische Enthüllung der menschlichen Wesenskräfte gefaßt, so wird auch das menschliche Wesen der Natur oder das natürliche Wesen des Menschen verstanden..." (MEW, Ergänzungsband, 1. Teil, S. 543) Das ist ein Text wie ein Vexierbild: an der Oberfläche ein klarer, unmittelbar einleuchtender Sinn, unter dem sich aber noch ein anderer verbirgt. Eine analogisierende Definition in drei Vergleichsschritten: Die Industrie als Vergegenständlichung eines Wesens, die Vergegenständlichung als Offenbarung, die Offenbarung lesbar wie ein Buch. Von einem Wesen außerhalb der Vergegenständlichung, irgendwie für sich seiend und bleibend, ist nicht die Rede, jedenfalls nicht unmittelbar. Das Wesen, von dem die Rede ist, ist einfach und durchsichtig; es gibt keinen Gegensatz zwischen ihm und seinem Dasein. Es ist, wie es erscheint. Man kann von ihm auch sagen: Die Erscheinung ist das Wesen.

Auf die wissenschaftliche Zivilisation angewandt, heißt das: Das menschliche Wesen ist identisch mit den Funktionen des industriellen Systems, mit dem technischen Können, den Produktionsleistungen, den

wissenschaftlichen Fähigkeiten etc. Die Produkte bezeugen nicht das Wesen des Produzenten, sondern nur die Funktions- und Materialgesetze der Herstellung und des Hergestellten. Das menschliche Wesen löst sich in die Transparenz der Welt der Artefakte auf. Der naheliegende Gedanke, daß der wissenschaftlich-technische Selbsterzeugungsprozeß des Menschen und seiner neuen Welt nach einem Plan ablaufe, hat an dem in seinen Vergegenständlichungen aufgehenden Wesen keinen Halt. Wie sollte es auch ein menschliches Denken geben können, daß als Erkenntnis oder als Plan dem Prozeß der menschlichen Selbsterzeugung vorausliefe. So wie einmal die Natur Inbegriff der Unvordenklichkeit war, ist es nun die Geschichte der menschlichen Selbsterzeugung durch die Arbeit. Die Unvordenklichkeit als Plan ist die entscheidende Struktur dieses Prozesses. Für die Erkenntnis der Zukunft bleiben als Anhalt in der Tat nur die Mittel dieses Prozesses: das "aufgeschlagene Buch der menschlichen Wesenskräfte". Dieses Wesensbuch enthält aber keine Letztbegründungen, keine Selbstzwecke etc., nichts Normatives außer Sachzwängen, die allerdings darauf warten, Motive in den Menschen zu werden. Hier aber eröffnet sich ein bedrohliches Problem, und hier ist auch die Stelle, wo die Formel aus den ökonomisch-philosophischen Manuskripten ihren dunkleren Sinn preisgeben muß. Er betrifft nicht so sehr die Frage, wie werden aus Sachzwängen Motive, als vielmehr die andere, was wird aus den Trieben, Wünschen, Interessen, die nicht mit Sachzwängen zu vereinigen sind und deshalb keine funktionalen Motive werden können, aber deswegen ja nicht verschwinden. Eigentlich läßt sich nur ein Negatives sagen: Die motivischen Energien, die sich nicht im Rahmen der Sachgesetzmäßigkeiten realisieren können, lassen sich nicht mit Hilfe des Wesensbegriffes formulieren. Sie sind von der Anerkennung durch den Wesensbegriff ausgeschlossen; sie sind ja Wesen, das nicht erscheint, sind also unwesentlich, schlimmer: Unwesen. Und weiter: Unter Bedingungen, in denen das Mensch-Mensch-Verhältnis das Naturverhältnis so weit überlagert, daß die Unterschiede von Natur und Kultur unkenntlich werden, können nichtfunktionale Antriebe nur mehr als unmenschlich abgespalten oder verleugnet werden. Und es kommt zu dem paradoxen Resultat, daß in dem Augenblick der Offenbarung des menschlichen Wesens der unbekannte, verborgene Mensch wiederentsteht.

Das ist die ironische Wiederholung eines aus der Religion bekannten Schicksals. Die Industrie wie Marx als "Enthüllung der menschlichen Wesenskräfte" verstehen, gehörte zum geschichtsphilosophischen Projekt einer anthropologischen Wendung der Theodizee. Es besagte: War einmal die Industrie als die Wirklichkeit der in Gott projizierten Macht erkannt, so konnte sich der Mensch die entfremdeten Wesenskräfte wieder aneignen, indem er die Gott überlassene Demiurgenrolle übernahm. Das Bestürzende daran ist nun, daß er damit aber auch das Schicksal, in das Gott durch die Demiurgenrolle kam, übernehmen muß. Man erinnere sich: Die Selbstentfremdung des Demiurgengottes, die Bedrohung der göttlichen Identität durch die Differenz von Gott und Welt und der dro-

hende Verlust seiner Freiheit an sein Werk, war nur dadurch wiedergutmachen, daß Gott als deus absconditus hinter dem Demiurgen und seiner Welt wieder verschwand. So verdoppelt sich auch der Mensch der wissenschaftlich-technischen Zivilisation. Indem er sich in der Erschließung der technischen Natur offenbart, wird er durch die Plastizität und Sinnoffenheit, die unendliche Deutbarkeit seines wissenschaftlichen, technischen Könnens zum homo absconditus, zu einem Rätsel, mit dem kein Ödipus und keine Aufklärung als Antwort auf die Rätselfrage der Sphinx noch etwas anfangen kann.

*

Seit dem Beginn der Moderne galt den Menschen die Technik als ein Versprechen auf die Zukunft, als ein Weg von gegenwärtigen Möglichkeiten zu zukünftigen Wirklichkeiten. Das projektive Wesen der Technik und der Optimismus als subjektives Vermögen in den Menschen gingen jahrhundertlang Hand in Hand. Soviel Störungen es in dieser Konformität auch gab, immer wieder gelang es der wissenschaftlichen Produktion, die von der wissenschaftlich-technischen Zivilisation benötigten seelischen Haltungen neu zu produzieren. Seit einiger Zeit aber gibt es schwerwiegende Anzeichen für einen Umschlag in dieser Entwicklung.

Die Zukunft, so lange Asyl der Hoffnung und Trost der Menschen ohne Vergangenheit, wird zum Anlaß von Furcht und Depression. Das ist nicht irgendein Befund; mit ihm steht die Moderne überhaupt zur Diskussion. Am Anfang der Moderne wurde von der Zeit die Dimension der Vergangenheit entmachtet, denn in ihr hatten die Schranken der bürgerlichen Produktionsweise, die feudalen Privilegien und die gemeineigentümlichen Strukturen ihr Fundament. Nun ist es die Zukunft, die ihre Attraktivität verliert und deren Legitimationskraft schwindet oder nur furchtsam hingenommen wird. Die Idee des Fortschritts war vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis auf unsere Tage das ideologische Apriori der Geschichtsanschauung und mehr als das: das ideologische Apriori überhaupt, d.h. die Idee, die jeder Ideologiebildung vorausging, die Bezugs-idee, auf die alle Ideologien, wenn sie überhaupt etwas gelten wollten, auf irgendeine Weise Rücksicht nehmen mußten. In dieser Rolle kann sich die Fortschrittsidee nicht mehr halten. Viele Gründe kommen da zusammen, nicht nur Gründe von der Sollseite des Fortschritts, den Kosten und Opfern, sondern gerade auch Gründe von der Habenseite, der Perfektion des Fortschritts.

Wenn man über das Schicksal der Fortschrittsidee handelt, darf man nicht übersehen, daß vom Gelingen des Fortschritts selbst es abhängt, was aus der Idee des Fortschritts wird. Mit der Realisierung von Zielen und der Erfüllung von Wünschen, selbst wenn dies nur unvollständig geschieht, verändern sich die Fortschrittsvorstellungen; in der Regel er-

mäßigen sie sich. Das ist in den reichen Zentren der Welt allenthalben zu beobachten. Klassenkämpfe und Produktivkraftentwicklung haben bewirkt, daß eschatologische Erwartungen unverbindlich werden und revolutionäre Fortschrittshoffnungen auf Wachstumsvorstellungen zurückgehen. Das sind aber Vorstellungen, in denen der Fortschritt seinen verändernden Zukunftsbezug verliert und auf die Sicherung des Erreichten reduziert wird.

Ähnliches läßt sich als Wirkung des Erkenntnisfortschritts der Wissenschaften beobachten. Zweifellos hatten die Wissenschaften für das Aufkommen der Fortschrittsidee und für die mit ihr verbundenen Hoffnungen eine zentrale Bedeutung. Aber diese Bedeutung war nicht eindeutig; der Fortschrittsglaube beruhte nicht nur auf der Stärke der Wissenschaften, ihren Erfolgen und bewährten Methoden, sondern gerade auch auf der Schwäche der wissenschaftlichen Erkenntnis, auf der Unentwickeltheit der Erkenntnisinstrumente, der Unbekanntheit mit kommenden Problemen etc. Die Stärke des Fortschrittsglaubens war sicher lange Zeit geradezu eine Funktion der prognostischen Schwäche der Wissenschaften, vor allem im praktischen Bezug. Seitdem die Wissenschaften gegenwärtige Befunde in die Zukunft hinein hochrechnen, die Begrenztheit gegenwärtiger Bedingungen und Trends und die Unvermeidbarkeit zerstörerischer Nebenwirkungen zeigen können, hat der Fortschrittsglaube Unschuld und Evidenz verloren. Es scheint paradox, ist aber nur folgerichtig: Ein Fortschritt, der Fortschritt der wissenschaftlichen Prognosefähigkeit, hat zu der Ahnung geführt, daß Fortschritt zumeist nur ein anderer Name für Zukunftsblindheit ist.

In beiden Fällen hat wirklicher Fortschritt dazu geführt, die Fortschrittsidee zu entwerten; was von ihr übrigblieb, sind Wachstumsvorstellungen und dazugehörige prognostische Verfahren, Extrapolation, Modellbildung und Simulation, etc. Dabei geht es aber um Sachverhalte und Situationen, mit deren Zeitbezug es eine eigentümliche Bewandnis hat; er liegt gewissermaßen zwischen Gegenwart und Zukunft, weil beide, Gegenwart und Zukunft, zugleich relativiert werden: Die Zukunft erscheint als Fortschreibung der Gegenwart, und die Gegenwart steht unter Erwartungsdruck — eine Reduktion der Zukunft, aber ohne Stärkung der Gegenwart!

Zum gleichen Resultat kommt es auf der Sollseite des Fortschritts. Durch die Katastrophen dieses Jahrhunderts wie Weltkrieg, Endlösung und Faschismus, Gulag und Stalinismus, Hiroshima und atomares Wettrennen bekommt der Argwohn gegen den Fortschritt und seine Ideologie eine neue Qualität. Die Katastrophen haben soviel Schuld hinterlassen und soviel Bedrohung aufgehäuft, daß die Gegenwart zwischen Vergangenheit und Zukunft nur mehr einen unsicheren Stand hat. In glücklichen Zeitaltern ist die Gegenwart eine in sich ruhende, selbstgewisse Realität, lebendiges Sein als freies Bewirken. Die Vergangenheit ist ihr als Erinnerung zu eigen und gibt ihr Dauer. Die Zukunft ist ihr als gegen-

wärtiger Wille zu eigen. Beide, Vergangenheit und Zukunft, verschränken sich in der Gegenwart und sind durch sie wirklich. Aber ein solches Zeitgefüge ist uns nicht gegeben. Es ist in den Katastrophen des Jahrhunderts zerbrochen. Vergangenheit lähmt und verlegt durch die Berge von Schuld den Weg zur Zukunft, und die Drohungen der Zukunft sind offenbar durch keinen Entschluß abwendbar und durch keine Sorge zu meistern. Dazwischen wird die Gegenwart erdrückt; immerhin werden die lähmende Vergangenheit und die drohende Zukunft in der Gegenwart erlebt und müssen schließlich auch irgendwie als Gegenwart gelebt werden.

Das greift tief ein in die Emotionen und die ideologischen Bilder, die die Menschen der Moderne für ihr Wünschen gefunden haben. Die demiurgische Fähigkeit, die Zukunft im Menschheitsmaßstab zu veröden, vielleicht Zukunft als Dimension des menschlichen Lebens überhaupt aufzuheben, entwertet alle Ideologien und Haltungen, die auf Zukunft angewiesen sind. Und umgekehrt: Die Enttäuschung der säkularen Hoffnungen entwertet zugleich die zur Hoffnung gehörige Zeitdimension, die Zukunft. Vom Frieden haben wir vor allem seine Verteidigung durch den totalen Krieg kennengelernt; die Humanisierung des Krieges endete im Gas und unter der Atombombe; die Ersetzung der Herrschaft über Menschen durch die Verwaltung von Sachen wurde wahr, aber dadurch, daß Menschen zu Sachen erklärt wurden; die Menschheit begegnete sich in den Weltkriegen wirklich, und der Kommunismus entsteht in Lagern und hinter Mauern. Solche Enttäuschungen zogen schließlich die Hoffnung selber, die Hoffnung als Haltung und als Prinzip, in Mitleidenschaft. Schwer, nicht zu erstarren, wenn man zurückblickt! Doch Klage muß sein, selbst wenn man versucht, die zerbrochenen Hoffnungen wieder aufzurichten. Die verlorenen Hoffnungen sind verlorenes Leben; darüber ist zu klagen — ob auch über den Verlust der Hoffnungen für sich allein, das ist die Frage.

Um zu einer Antwort auf diese Frage zu kommen, muß man einen Schritt zurücktun und fragen, was das ist, eine Hoffnung haben, und ob es Unterschiede nicht nur im Ziel, sondern schon im Haben der Hoffnungen gibt, die für das Urteil über den Verlust von Hoffnungen wichtig sind. Die Hoffnung auf Frieden, auf eine solidarische Menschheit haben alle, dennoch sind da Unterschiede. Man kann die Hoffnung, z.B. auf Frieden, als Wunsch, als Bedürfnis, als den Ausdruck eines Mangels haben, als ein Motiv, das einen unmittelbar bewegt, unbedürftig einer Rechtfertigung und einer Garantie. Und man kann die Hoffnung als ein Versprechen, als Glauben an Verheißung und Planmäßigkeit haben, als teleologisches Prinzip und apriorische Privilegierung der Zukunft. Der Verlust von Hoffnungen dieser Art, dieser Hoffnungsart überhaupt, betrifft vor allem die Produzenten solcher Hoffnungen, die Intellektuellen, genauer: die "konzeptiven Ideologen" — "die Hüter einer vorgestellten Zukunft" (Hans Freyer). Die Hoffnung, die die "zweite Seele der Unglücklichen" (Goethe) ist, ist nicht zu enttäuschen. Aber die Hoff-

nung als Prinzip der Utopie, als *docta spes* muß sich die Frage nach ihrem Wert gefallen lassen.

Die Hoffnung ist ein so unabweisbares und unentbehrliches Gefühl und eine in unserer Kultur so lange gefeierte weltanschauliche Haltung, daß es schwer fällt, in dem Verlust einer Hoffnung einen Gewinn zu sehen, überhaupt eine Frage, die darauf zielt, zu formulieren. Um diese Chance aber geht es. Fragen wir einmal nicht, wozu Hoffnung gut ist, sondern was sie anrichtet, zumal im Dienst einer vorgestellten Zukunft.

Damit ein in der Zukunft liegendes Mögliches wirklich werde, muß Gegenwärtiges als Mittel eingesetzt werden. Das heißt, Wirkliches wird in etwas verwandelt, das seinen Wert nur in bezug auf eine gedachte und gewollte, noch nicht seiende Wirklichkeit hat, das wie eine unfertige Brücke zu einem noch nicht vorhandenen anderen Ufer hinüberraagt. Die Ermöglichung eines Zukünftigen bedeutet immer auch die Entwirklichung eines Gegenwärtigen. Zwar liegt in der Gegenwart die Macht, die als das Vermögen, Gegenwart und Zukunft zusammenzuschließen, gebraucht wird, um Möglichkeit in Wirklichkeit zu überführen; aber das bedeutet gerade auch eine Entmachtung der Gegenwart. Sie ist das Schlachtfeld, auf dem der Kampf um diese Macht stattfindet; besser: sie ist selber die Schlacht, in der sich entscheidet, was ins Schattenreich des Möglichen zurücksinkt und was zukünftige Wirklichkeit wird als ein Werden, das im Jetzt schon begonnen hat. Damit aber ist die Gegenwart als eine Situation der Entscheidung doch nur Zeit für andere Zeit, nicht Zeit für sich, und es hat in ihr letztlich kein Sein für sich Platz. Als Situation der Entscheidung ist die Gegenwart nicht erfüllte, selbstmächtige, sondern futuristische Zeit, ist Opferzeit; Zeit als Zeit der Opfer und als Zeit in der Funktion des Opfers. Sie ist selbst so nichtig, wie sie für die Zukunft wichtig ist. Oft genug ist mit der Vermutung, daß eine elende Gegenwart das beste Antriebsmittel für die Herbeiführung vorgestellter Zukunft sei, Politik gemacht worden. Das ist ein Radikalismus, der futuristischer Politik immer droht.

In der Hoffnung, wie wir sie als heroische Haltung eingeübt und als teleologisches Prinzip gelernt haben, liegt etwas Vermessenes. Das ist lange bemerkt worden. Weniger aufmerksam war man für den Verlust, die Verarmung, die im Rücken der Vermessenheit lauern. Pascal war es, der das zutiefst Fragwürdige an der Hoffnung sah: "Die Gegenwart ist nie unser Zweck. Vergangenheit und Gegenwart sind unsere Mittel, die Zukunft allein ist unser Zweck. So leben wir nie, wir hoffen nur zu leben." (Pascal, *Pensées*, Fragment 172) Was Einzelne wie Pascal immer sehen konnten, ist allmählich vielleicht kollektive Erfahrung geworden. Das könnte heute so sein. Viele, zumal Intellektuelle, empfinden den Hoffnungsverlust als den Kern der säkularen Enttäuschungen; er ist für sie die eigentliche Enttäuschung im Sinne von Unglück und Depression. Er ist ja vielleicht wirklich das wichtigste Resultat unserer Enttäuschungsgeschichte, aber in dem anderen Sinn von Enttäuschung, als Ent-

Täuschung — als eine Enttäuschung nämlich, die von sich aus nicht wieder unmittelbar in den Kreislauf von Enttäuschung und Hoffnung hineintreibt, die festgehalten und eben dadurch zum Erkenntnismotiv werden kann.

Bei aller "Unübersichtlichkeit" der Situation, ein Minimum läßt sich sagen: Angesichts der Dimension der erreichten wissenschaftlichen und technischen Handlungskapazitäten ist so etwas wie eine wenigstens zeitweilige 'Hoffnungsaskese' sicher vernünftig. Und es gehört zur Gunst der ansonsten so deprimierenden Situation, daß eine solche Haltung nicht moralisierend zugemutet werden muß, sondern aus der Situation selber kommt. In einer Situation, in der nicht mehr viele an die Unschuld des Utopischen glauben, kann es zwanglos zu einem 'Aufschub der Hoffnung' kommen, einem Aufschub, der für die Erkenntnis ebenso wichtig ist wie der andere, den Hegel den "Aufschub der Begierde" nannte. Allerdings gehört dazu eine sozusagen minimalistische Theorieform. Man kann sie mit der Haltung kennzeichnen, für die Bennis die Formel vom "Rechnen mit den Beständen" fand. Das heißt heute: Mit den Enttäuschungen rechnen, aus der Not des Aufschubs und des Verlustes die Tugend der Bestandsaufnahme, aus der Not der Enttäuschung die Tugend ihrer Reflexion machen.

Bei einer solchen Bestandsaufnahme stößt man bald auf einen irritierenden Befund, der wie eine Sperre vor dem Problem liegt. Die Enttäuschung als Befreiungserfahrung, als produktives Fertigwerden mit Enttäuschungen, als Lernen durch das Aushalten von Negativität etc. ist selber von der Enttäuschung betroffen. Wie die Enttäuschung sich nicht mehr bloß gegen die Hindernisse, Widerstände und Vereitelungen der Hoffnungen, sondern gegen die Hoffnungen selber richtet, so muß erkannt werden, daß die bisher probaten Prinzipien und Verfahren der Enttäuschung selber in die Enttäuschung hineingezogen sind und deshalb zum Gegenstand der Enttäuschungsreflexion gemacht werden müssen.

(Teil II ist für die nächste Nummer geplant und Teil III für DEBATTE 5/87)

Madame Bovary bin ich.

Gustave Flaubert

Die sowjetische Kulturrevolution

Vom regulierten zum sich selbst regulierenden System?

Warum wir uns mit Thomas Neumanns »Neusprech« (11/86) — so die Frage eines Freundes — über 'Neues Denken' u.a. in der DDR mokierten, statt uns über die zugrundeliegende neue Politik zu freuen, deren größerer Realismus vorläufig noch hinter blühendem ideologischen Unsinn versteckt werden müsse?

'Neues Denken' ist eben nicht der ideologische Unsinn, hinter dem sich Gorbatschows — in der DDR-Führung nicht sonderlich geschätzte — neue Politik verbergen muß, sondern in den vorgeführten Fällen die alte Form, sich eine neue Politik vom Halse zu halten.

Wenn man sich hier nicht gerade in geschenkten DDR-Schuhen fortbewegen muß, ist schwerlich zu übersehen, daß die sowjetischen Versuche einer neuen Politik die wichtigste Entwicklung der gegenwärtigen Welt sind — falls sie gelingen und falls sie scheitern. Von ihnen hängt vielleicht das Überleben, zumindest aber die Bedeutung des Sozialismus für die Zukunft stärker ab als von allen noch so spektakulären Experimenten im unvergleichlich kleineren Maßstab Kubas, der CSSR, Vietnams oder Ungarns. Wenn man das neue Verhinderungsdenken aus der DDR, auch aus der Sowjetunion selbstverständlich, in Rechnung stellt einschließlich dessen, was materiell dranhängt — z.B. nur in der UdSSR mehr als ein Dutzend Millionen Menschen, die in zweifelhafter Qualität allein im Bereich der Planung arbeiten, und die nach einer Vorstellung auf Bruchteile reduziert, von der administrativen zur forschenden Tätigkeit gedrängt werden sollen und das natürlich nicht wollen — dann wird klar, daß die anstehende 'Reform' keine sein kann, sondern nur als Kulturrevolution gegen den Widerstand vieler und vieler Großkopferter eine Chance hat, wenn überhaupt.

Die Kulturrevolution ist ein altes Motiv. Aber zunächst hatten Marx und Engels — im Kommunistischen Manifest nachzulesen — die hemmungsloseste Hymne auf den Kapitalismus geschrieben, die diesem je von Feinden gewidmet worden ist. Emphatische Bewunderung galt der Dy-

namik des Ausbeutersystems, das sich permanent durch das Prinzip der Konkurrenz aus sich heraus erneuert; ein diesem ökonomischen entsprechendes politisches Prinzip war die Gewaltenteilung: beides zusammen sozusagen die permanente Kulturrevolution.

Allerdings wurden von den Klassikern des Marxismus auch Grenzen dieser bislang einmaligen Fähigkeit einer Produktionsweise, eines Gesellschaftssystems beschrieben. Vor allem Lenin hat diese Grenzen dann bereits für erreicht gehalten, den Kapitalismus/ Imperialismus für verfault, die Welt für zuende aufgeteilt. Plausibel schien, daß der Konkurrenzkampf jeder-gegen-jeden und der-Größere-frißt-den-Kleineren schließlich zu mächtigen Monopolen führen würde, die sich durch Kartelle in Schach halten und zur Organisation gemeinsamer Interessen den Staat benützen.

Spätestens an diesem Punkt — daher Lenins Begriff der Fäulnis — müßte also das in sich revolutionäre Wesen des Kapitalismus in sein Gegenteil, in Stagnation umgeschlagen sein. Neue Produktions- und Gesellschaftsverhältnisse gelten dann als objektiv möglich.

Abgesehen davon, daß sie im Sozialismus, wie auch immer, sogar wirklich geworden sind, und abgesehen von der gänzlich anderen wirklichen Entwicklung des Kapitalismus (Betschwestern empfiehlt sich zum Vergleich das unter Andropow begonnene neue KPdSU-Programm; siehe auch die Zeitschriftenschauen in DEBATTE 4/85 und 1/86) war das — erst heute in seiner existentiellen Bedeutung erkennbare — Problem sowohl des theoretischen als erst recht des später auch real existierenden Sozialismus die Suche nach einer anderen, eigenen, dem neuen System immanenten ökonomischen Dynamik und den entsprechenden Politikformen.

Beim Sozialismus handelt es sich um das erste aller Gesellschaftssysteme, das geradezu definiert werden sollte dadurch, daß es nicht nur — soweit kein Unterschied zur bürgerlichen Revolution — von ihrer Sache bewußten Leuten durchgesetzt werden müsse, sondern das nur funktionieren könne durch bewußte Selbstorganisation der großen Mehrheit aller Ausgebeuteten, also der großen Mehrheit. Die unabhängig vom Willen der Beteiligten wirkende kapitalistische Konkurrenz würde durch den organisierten Wettbewerb ersetzt und die bürgerliche, formale, ohnehin nur auf Politisches bezogene Demokratie durch die Beteiligung aller vermittelt eines Rátesystems, das wie eine Zentrifuge einen einzigen gemeinsamen Ausgang aus der Planung und Kontrolle in die Realisation haben sollte — eine erstaunlich primitive Vorstellung von Gesellschaftsform.

Die ersten, den Kapitalismus auf der Grundlage des Marx'schen »Kapitals« abhandelnden Hälften der DDR-Lehrbücher für Polit-Ökonomie sind wissenschaftlich. Der drangehängte Rest, Polit-Ökonomie des So-

zialismus, liefert gebetsmühlenhaft arbeitsethische Belehrungen des inneren Schweinehunds. Die Suche nach Gesetzmäßigkeiten endet in Behauptungen.

Trotz regelmäßiger Betonung der materiellen Bedingungen, innerhalb deren das Bewußtsein (des Genossen X) das Sein regieren und den Sozialismus zentral steuern könne, war kaum nur der dafür gescholtene Chruschtschow ein Voluntarist, der sowohl seinen ökonomischen als auch seinen politischen Spielraum überschätzt hatte: Grund genug für Gorbatschow, jüngst vor dem Schriftstellerverband davon zu sprechen, daß es ihm und seinesgleichen ähnlich ergehen könne — sicherlich nicht wegen idealistischer Wirtschaftspolitik, sondern weil viele der Mächtigen im Lande sich weder freiwillig ändern mögen noch sich trauen, freiwillig gehen zu dürfen, und also eine wirkliche Änderung ohne den Kampf gegen die Aussitzer unmöglich ist. Vieles in einem Land, das nie von einem aufgeklärten Bürgertum beherrscht wurde, erinnert an die Geschichten vom 'überflüssigen Menschen', der sich wie ein Esel weder durch Wurst noch durch Tritte in seiner Aussichtslosigkeit aufscheuchen läßt. Der harmonische Weg der Überzeugung durch Slogans wie "Arbeitsdisziplin", "Kampf dem Schmarotzertum", "Erweiterung der persönlichen Rechte und Freiheiten", "Nüchternheit als Lebensnorm" führt nicht mal an das Problem heran, geschweige denn zum Ziel. Offenbar sind auch im Sozialismus die Widersprüche nicht nur an den nördlichen und südlichen Staatsgrenzen Chinas noch ziemlich antagonistisch, sondern auch im Innern; und der Streit, ob 'Klassenkampf' oder nicht, ist dabei nur eine müßige Schamverkleidung des unvermeidlichen Kampfes.

Die theoretischen und praktischen Versuche, ein Bewegungsgesetz des Sozialismus zu finden oder zu erfinden — oder doch wenigstens ein Reparaturwerkzeug gegen seine (lange vor allem durch äußere Gegner verursachten) Schwächen: z.B. Trotzki's Permanente Revolution, Lenins Neue Ökonomische Politik, Stalins terroristische Kollektivierung und Industrialisierung, Ulbrichts Einholen und Überholen mit so rührenden Institutionen wie der »Messe der Meister von Morgen«, Maos sogenannte Kulturrevolution — zumeist (nach Lenin) waren es Versuche der Erziehungsdiktatoren, die *immer unreifen Massen* zu ihrem Glück zu zwingen. Oft durchaus mit Erfolg, wenn man an Alphabetisierungen denkt, die Beseitigung der Ursachen von Hungersnöten, den Sieg über die deutschen Faschisten oder den Sputnik als letztes Datum dieser Avantgarde-Bedeutung vor nunmehr genau 30 Jahren.

Zwar sind autoritäre Methoden in Regimen der 1. und heute der 3. Welt üblich, sind aber in der 2. Welt weder ein einleuchtendes Argument dafür, daß der Sozialismus sich als vergleichsweise höher entwickelte Gesellschaftsordnung bewährt, noch reichen sie inzwischen — Gorbatschow zufolge — zur Aufrechterhaltung der Weltmacht auf längere Sicht. Wo früher die 'Schöpferkraft der Massen' als Stachanow- oder Hennecke-Phrase verbraten wurde, ist nun die Rede davon, daß ohne

Freiheit gewöhnte, initiative Leute im ökonomischen Wettlauf der Systeme nichts auszurichten ist. Jewtuschenkow hat sich erlaubt, darauf hinzuweisen, daß aber Demokratie nicht nur aus ökonomischer Not wünschenswert ist (»Debatte« 3/86). Eine nur ökonomische Revolution gibt es ebenso wenig wie eine von der Ökonomie unabhängige. Jedenfalls ist die Revolutionierung einer Gesellschaft nicht durch die Kriminalisierung ihrer Kritiker zu erreichen. Natürlich könnte sich am Ende einer solchen Entwicklung zum Schrecken ihrer Initiatoren herausstellen, daß politische Freiheit sich mit totalem sozialem Schutz nicht verträgt und die 'doppelt Freien' wiederkehren. So sind auch juristisch in Ungarn und China bereits wieder Konkurse möglich, unverdeckte Arbeitslosigkeit. Und Teng Hsiao-ping sprach: "Es ist ruhmvoll, reich zu werden."

Öffentlichkeit soll der revolutionäre Hebel sein, um den lähmenden Despotismus zu überwinden, die Geheimpolizei zu zügeln, zumindest dort, wo sie die Revolution von oben behindert (wie jüngst in der Ukraine — in der Zentrale scheint der KGB z.Zt. sogar als Hausmacht der Neuerer zu fungieren), und ein Bewußtsein allgemeiner Verbindlichkeit von Gesetzen zu entwickeln. Kudrjawzew, der oberste Jurist, erwägt sogar öffentlich die Institution des Verteidigers nach dem Muster anderer "europäischer", lies: westeuropäischer Länder. Niemals von Gerichten Verurteilte werden aus der absolutistischen Willkürmaßnahme 'Verbannung' entlassen, andere aus Zwangsarbeitslagern, die noch vor sehr kurzer Zeit bei 8 von 10 Leuten (z.B. der »Helsinki-Gruppe«) zum - wie man unterstellen muß — geplanten Tod durch Arbeit geführt haben. Soviel als Kennzeichnung der Ausgangslage, nicht 1953 nach Stalins Tod sondern 1987, damit falsche Euphorie gar nicht erst begründetes Interesse beschädigt. Aufklärung im doppelten Sinn führt in die vielleicht doch nicht so antisozialistische Nähe von Menschenrechten, und 'ordentlich' geht es dabei bestenfalls in Gegensätzen zu.

Sowjetische Betriebe horten Materialvorräte. In den Lagerhäusern sollen Waren im 'Wert' von über einer Billion Mark liegen, die keiner haben will. Gleichzeitig herrscht kein Mangel an Kaufkraft, sondern an westlichem Niveau entsprechenden Konsumgütern. Eine der seit 1.1.87 eingetretenen Änderungen besteht also darin, die Qualitätskontrollen nicht länger den Betrieben zu überlassen (wogegen die Arbeiter dieser Betriebe sich bereits in Streiks konservativ gewehrt haben). Dafür werden die Fesseln der Planung, genauer: der zentralen Befehle gelockert — einer Allmacht, die längst in Ohnmacht umgeschlagen ist, weil schon das Datenmaterial der Planung nach den Interessen der Betriebe an 'weichen Plänen' gefälscht ist. Beiläufig: Im militärisch-industriellen Komplex wird seit einem halben Jahrhundert schärfste Konkurrenz praktiziert. Der Erfolg hat dieser geheimnisvollen Branche — die ihre Geheimnisse mehr als 30 Jahre lang auch zum Schaden der eigenen Zivilindustrie hüten muß — bisher das frömmelnde Verdikt anarchisch-kapitalistischer Verschwendung erspart. Die industrielle Arbeitsproduktivität liegt 45%,

die landwirtschaftliche 75% unter der in den USA — was offenbar durch eine direkter wirkende Öffnung zum Weltmarkt verändert werden soll, auch damit nicht mehr, wie aus den ärmsten Ländern, hauptsächlich Rohstoffe exportiert werden müssen. Viele Branchen dürfen jetzt sogar den Außenhandel in eigene Regie nehmen, was natürlich nur im Rahmen von Selbstfinanzierung und an Weltmarktpreisen orientierter Kostenrechnung geht. "Individuelle Arbeit", Privatarbeit wird zukünftig auch außerhalb der Landwirtschaft vor allem im Dienstleistungsbereich erlaubt sein, zunächst aber wohl kaum mehr bedeuten als die Legalisierung der ohnehin üblichen Schwarzarbeit, zumal hauptberuflich weiter in der "sozialistischen Produktion" gearbeitet werden muß, und nur Familienmitglieder angestellt werden können à la Jugoslawien.

Tatjana Saslawaskaja, mit den vor Jahren als Dissidentenmaterial verleugneten Reformvorschlägen aus der Nowosibirsker Akademie bekannt gewordene Soziologin, hat ermittelt, daß nur 13% der Betriebsmanager eine Beförderung anstreben, hingegen 72% eine "Befreiung von ihren Leitungsaufgaben" begrüßen würden. Daß gesellschaftliche Veränderungen nur sinnvoll sein können, wenn man weiß, was man verändern will, liegt auf der Hand, steht aber nicht in der sowjetischen Verfassung, derzufolge keine sich ausschließenden Interessengegensätze in der Gesellschaft der UdSSR mehr bestehen. Deshalb könnten solche Interessengegensätze auch nicht erforscht werden, um die analytische Basis für Reformen zu erstellen — legte Saslawaskaja vor kurzem ironisch auf einer ganzen Seite der Iswestija dar. Die "Verfassungsfeindlichkeit" der Regierungszeitung ist nun wiederum kein Zeichen von Ruhe im Lande.

In Ungarn dürfen Marktwirtschaftsexperimente fortgeführt werden, deren bescheidenste Vorformen u.a. 1968 die Invasion der "Bruderländer" in der CSSR zur Folge hatten. Und doch wird sich erst noch herausstellen, ob 'Vom Kapitalismus lernen' wirklich 'Siegen lernen' heißt. Kurz: demokratische und ökonomische Experimente sind gefragt. Gesucht ist immer noch der Schlüssel, mit dem sich der Wecker aufziehen läßt — während in seinem westlichen Pendant längst keine Federn, Zahnräder und Unruhen mehr gebraucht werden.

Fast schon scheint dieser Schlüssel gefunden, wenn man liest und glaubt, wie sich Ernst-Otto Maetzsche im FAZ-Leitartikel vom 9.1. Sorgen macht, "Gorbatschows hundert Blumen" könnten den erforderlichen "aufgeklärten Antikommunismus" als "Böswilligkeit, Dummheit und Verantwortungslosigkeit" erscheinen lassen. Und die Neue Zürcher Zeitung vom 11./12. 1. überlegt auf ihrer Frontseite unter dem Titel "Gorbatschow helfen?", "daß auf Vorschuß gewährtes Verständnis im Umgang mit der Sowjetunion zu den historisch wenig bewährten Rezepten gehört."

Während von den hiesigen Sozialisten die einen wie tantenhafte Schreckschrauben das Neue am Neuen leugnen, jede Änderung als Selbstver-

ständigkeit herunterspielen, um nicht selbst unter Änderungsdruck zu geraten und schließlich den sowjetischen Wind als deutschen Furz verkaufen, als "Beschleunigungspolitik", so der eilig festgehaltene Strohalm der UZ (Steigerwald, 9.1.87), wünschen andere ein Ende der Klagen über die Impotenz der Linken, die sonst, mit Selbstkritik befaßt, Gefahr lief, den Leuten des Kapitals die Bearbeitung der anstehenden gesellschaftlichen Probleme und Möglichkeiten zu überlassen. Ihre Forderung nach einem Ende der Larmoyanz verkümmert jedoch schnell zum Desinteresse am beklagenswerten Gegenstand nicht nur in seiner bundesrepublikanisch unerheblichen Ausprägung. Aber mal dahingestellt, ob über diese, mit mehr Recht als bei Breschnew auf den Begriff 'Stagnation' zu bringenden Matruschkas eine Zwangsbelebung hereinbricht — Änderungen vor Ort in der Sowjetunion wirken sich politisch ganz direkt als Weltpolitik und Kräfteverhältnis aus und sind schon allein deshalb genauso erheblich wie politische Veränderungen in den USA. Das angeblich realitätstüchtigere Plädoyer auf Nichtbefassung mit Sozialismus vermeidet im Übrigen lediglich die Bearbeitung eigener Ungewissheiten. Wenngleich sich der Sozialismus als Traum vom bewußten Leben ganzer Gesellschaften nicht in der Sowjetunion erschöpft, ist der realisierte, gegenwärtige und die Zukunft prägende Sozialismus — die Behauptung, *das* sei gar keiner, pfeift sich mancher im Wald — nach Art und Umfang wesentlich sowjetisch.

Es war der kategorische Wille zur Reform, der einst über alle Realitäten der Rückständigkeit hinweg zur Gründung dieser Akademie (d. Wissenschaften, M.B.) führte. Als Peter der Große sie 1724 schuf, gab es nicht einmal russische Studenten, die für die Vorlesungen qualifiziert waren. Damit die Zahl der Zuhörer den Statuten entsprach, mußten acht deutsche Kommilitonen importiert werden. Seinem noch mittelalterlichen Reich, das kaum Elementarschulen besaß, erläuterte der Zar das Gelehrtenprojekt so: "Ich habe große Mengen von Getreide zu ernten, doch ich verfüge über keine Mühle, auch ist kein Wasser in der Nähe. Aber es gibt ausreichend Wasser in einiger Entfernung. Nur werde ich nicht Zeit haben, einen Kanal zu bauen, denn die Dauer meines Schaffens ist ungewiß. Deshalb baue ich zuerst die Mühle... Deshalb zwingt mich meine Nachfolger, Wasser für die fertige Mühle herbeizuschaffen."

Christian Schmidt-Häuer

Saint-Simons Frage zweiter Teil

Der Kult einer einzigen Meinung öffnet
weite Ausblicke für Menschen ohne Ehre.
Alexei Adschubei

Die *Moscow News* 1/87 nennen die innersowjetischen Auseinandersetzungen einen "Kampf der Kräfte des Fortschritts und der Erneuerung gegen konservative und bürokratische Kräfte", einen "gesellschaftlichen Kampf mit seinen eigenen gesellschaftlichen Ursachen" (Butenko). Ausdrücklich wird die offenbar diskutierte Interpretation der Auseinandersetzung als "Klassenkampf" zurückgewiesen.

Die noch wenig bekannten Formen, in denen der Konflikt sich bewegt, machen das plausibel. Zu den Widersachern Gorbatschows gehören ja nicht allein Bürokraten sowie korrupte Funktionäre und Staatsbedienstete bis hinauf zu den Ministern, dazu gehören auch Arbeiter, wie die *Iswestija* am 4. 12. 86 berichtete, zum Beispiel aus einem Lastkraftwagenwerk in der Stadt Breschnew, denen es mißfällt, daß außerbetriebliche Institutionen die Qualität ihrer Arbeit begutachten und auf die Prämien Einfluß nehmen. Dagegen wurde gestreikt.

Aus verschiedenen Gründen ist der Begriff 'Klassenkampf' in diesem Fall unbrauchbar. Abgesehen davon, daß in der Sowjetunion das Kapital als Kraft nicht vertreten und nicht zu bekämpfen ist, verlaufen die Fronten der neuen "Revolution" (Gorbatschow) quer durch die gesellschaftlichen Schichten, quer durch die Ideologien und quer durch die Nationalitäten. Andererseits ist der Streit ob Klassenkampf oder nicht aber auch ganz

und gar akademisch, wenn man, wiederum Gorbatschow ernstnehmend, akzeptiert, daß es ums Ganze, nämlich das Ganze des Sozialismus geht.

Wenn die Theorie bisher den Begriff 'Klassenkampf' als einzigen für antagonistische Widersprüche vorgesehen hat und daraus deduziert, daß im Sozialismus diese Art von Konflikten ausgeschlossen sei, weil das Ganze hier nicht mehr in Frage stünde, so lehrt die Gorbatschow-Fraktion uns jetzt, daß solche Deduktionen falsch sind, daß die inneren Kämpfe der Sowjetunion ebenfalls das Ganze berühren und -treffen können, daß es nicht nur einen und noch dazu ausschließlich den vorsozialistischen Gesellschaften vorbehaltenen antagonistischen Widerspruch, daß es mehrere solcher Widersprüche gibt, daß sie neu und auf anderer als nur der Basis von Klassen entstehen und auch vergehen können.

Die Sowjetunion als ein großer und mächtiger Staat, der sie noch dann ist, wenn die Lebensformen im Inneren im Vergleich zu anderen Staaten schlechter sind - selbst in den harten Jahren 1918, 19, 20 war die Sowjetunion eine Macht -, ist dabei nicht allein von Interesse. Sollte Gorbatschow, was er nach eigenem Bekunden nicht für ausgeschlossen hält, scheitern, bliebe die SU dennoch eine Großmacht. Die Frage heißt darum, ob und wie sie als sozialistische Gesellschaft sich entwickelt, wofür die Ge-

schichte ebenso wenig ewige Garantien einräumt wie für sonst einen Status Quo.

Geht man also von solchen Tatsachen aus und beschränkt die Sache nicht darauf, daß die SU ihre Produktion beschleunigen und deren Gestaltung vervollkommen wolle, was sie zu jeder Zeit zu tun behauptet hat, dann wirken die Kommentierungen des Vorgangs aus berufenen Mündern im Westen, aus den Mündern der westlichen Politbüros tragikomisch. Sie, die sich in Zustimmung oder Abgrenzung gegenüber der Sowjetunion definiert haben, nötigt die Gorbatschow-Strategie, den Sozialismus wieder in Bewegung zu setzen, sich selbst zu bewegen. Davon aber hatte man in der Gewißheit, das ginge niemanden mehr etwas an, weil der Sozialismus entweder absolut in Ordnung oder in absoluter Unordnung sei, Abstand genommen.

So teilen die *Marxistischen Blätter* 1/87 - ganz im Gegensatz zu den *Moscow News* - mit, daß "wir vor unserer bundesdeutschen Haustür das Beispiel eines sich rasch entwickelnden Sozialismus (haben), das Beispiel der DDR", daß im Prinzip die Welt in Ordnung ist, es in der Sowjetunion darum auch nicht um Prinzipielles gehen könne, sondern nur um ein "Programm der Beschleunigung ökonomischer und sozialer Entwicklung", auf das "wir" mit "großer Hoffnung und Erwartung" blicken, gewissermaßen mit freudiger Gelassenheit.

Das Problem, von dem die Gorbatschow-Fraktion spricht, vor das sie sich gestellt sieht, liegt eben nicht ausschließlich in der Produktivitätssteigerung, den dazu nötigen Qualifikationen, Anreizen, den Entwirrungen der

Planungsbürokratie, der betrieblichen Kompetenzerweiterung, es liegt, wie immer wieder gesagt wird, darin, eine "höhere Entwicklungsstufe im wirtschaftlichen, sozialen und politischen Bereich" zu betreten, in der "Entdeckung des Politischen", wie die *Debatte* schon mehrfach berichtet hat. Die Dreieinigkeit des Sozialen, Wirtschaftlichen und Politischen ist aber bisher mehr Proklamation als Aktion. Denn zum Politischen wird im Detail meist nichts oder nur recht Abstraktes gesagt.

So kürzlich wieder bei Tigran Chatschaturow in der jüngsten Ausgabe der *Gesellschafts-Wissenschaften* (4/86), einer Zeitschrift der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Bei der Vorstellung der Wirtschafts- und Sozialstrategie der KPdSU nach dem 27. Parteitag bemerkt der Autor, daß "der Fortschritt im wirtschaftlichen und sozialen Bereich natürlich mit der weiteren Entwicklung der politischen Struktur" einhergehen müsse, mit "der Demokratie in der staatlichen und gesellschaftlichen Leitung, der Erweiterung und Vertiefung der Selbstverwaltung des Volkes, der Erhöhung der Rolle der Sowjets der Volksdeputierten, der Aktivierung des Schöpfungstums der Massen und ihrer tatkräftigen Teilnahme an der Lösung aller Fragen des kommunistischen Aufbaus". Bei dergestalt stereotypen, fast gelangweilt vorgetragenen Sätzen bleibt es dann.

Während in Fragen der Wirtschaft über die Veränderungen von Institutionen gesprochen wird, experimentelle Ergebnisse referiert werden, erfährt man über das Politische oft nicht mehr als daß es "natürlich" Erweiterungen, Vertiefungen, Erhöhungen und Aktivierungen geben müsse.

Aber worin bestehen sie? Ist an konkurrierende politische Organisationen gedacht, an Streikrecht, an Gewaltenteilung und dergleichen mehr? Welche spezifisch anderen als die in bürgerlichen Gesellschaften aufgebauten Einrichtungen sind vorgesehen? All das bleibt recht unbestimmt und alles andere als "ganz normal". Eine Theorie, die den Vorgang begreifen, ihn gar antizipieren könnte, ist offenbar noch nicht vorhanden.

Zdenek Mlynár hat darüber im *Wiener Tagebuch* 12/86 einen Aufsatz mit dem Titel "Probleme des politischen Systems in der Sowjetunion - Ausgangspunkt und Möglichkeiten einer politischen Reform" veröffentlicht, in dem er eine interessante Beobachtung mitteilt: Gegen "Korruption, Unterdrückung der Kritik von unten, gegenseitigen Schutz und Protektion innerhalb der Bürokratie, materielle Begünstigungen, die häufig auf kriminellen Praktiken beruhen, eine allgemeine Zersetzung der Arbeitsdisziplin, Alkoholismus, Passivität und Frustration in der Arbeit ... versucht die Sowjetführung als Heilmittel die Demokratisierung anzuwenden. Bei diesem Ausgangspunkt ist es verständlich, daß sich die Forderung nach Demokratisierung in der derzeitigen Sowjetpolitik wesentlich davon unterscheidet, was sich heute im Westen nicht nur jeder Marxist und Sozialist, sondern auch jeder Arbeiter unter Entwicklung der sozialistischen Demokratie vorstellt. Für Menschen in fortgeschrittenen industriellen Gesellschaften soll die Demokratie und vor allem die sozialistische Demokratie das Problem lösen, wie man in den Mechanismen einer technokratischen Leitung der Gesellschaft, in der alles auf Effektivität und Profit ausgerichtet ist, wirksam auch solche menschliche Interessen, Be-

dürfnisse und Werte durchsetzen kann, die der wirtschaftlichen Effektivität nicht dienen, ohne die aber der Sinn des menschlichen Lebens bedroht ist. Im heutigen Sowjetsystem soll hingegen die Demokratisierung dazu dienen, daß das bürokratische, auf Machtwillkür beruhende System des Diktats über die Gesellschaft und über die modernen Produktivkräfte überwunden wird. Sie soll also eigentlich dazu dienen, daß ein effektives, technokratisches Leitungssystem funktioniert."

Das Vorhaben, Demokratie und Industrie zum Zweck ihrer gegenseitigen Beförderung miteinander zu verknüpfen, wäre demnach eine Leitlinie, eine Denkrichtung zum Verständnis dieser sehr komplizierten Auseinandersetzung. Und das ist ein sozialistisches Ziel, das zum ersten Mal vom Frühsozialisten Saint-Simon vorgegeben, von Marx und Engels aber nur zögernd und später gar nicht mehr verfolgt wurde. Peter Brokmeier-Lohfing hat in der *Debatte* 12/85 darüber ausführlich geschrieben: "Die Metamorphosen der Politik und Saint-Simons Frage". Wenn also die Politisierung, die Demokratisierung in der Sowjetunion im Interesse wirtschaftlicher Effektivierung entwickelt werden sollte, nicht als Kompensation von Entfremdung wie im Kapitalismus, dann wäre das eine Richtung tatsächlich neuer sozialistischer Politik, für die es noch kein Beispiel gibt. Und es wäre dann recht unbedacht anzunehmen, daß in der prosperierenden DDR, im dort "sich rasch entwickelnden Sozialismus" (Marxistische Blätter), diese Politik bereits Platz hätte, daß die Gorbatschow-Fraktion es allein mit sowjetischen, nicht mit sozialistischen Problemen beschäftigt sei.

T.N.

Bernd Greiner

Amerikanischer Skandal oder Der neue Dissens

Am Anfang war der Skandal. Und der Intellektuelle. So werden möglicherweise Historiker und Journalisten im Jahre 2011 urteilen, wenn sie den hundertsten Geburtstag des ehemaligen Präsidenten Ronald Reagan vermarkten und sich darüber Gedanken machen, ab wann es mit seiner Präsidentschaft bergab ging. Der Skandal der Jahre 1986/87 wird dann im Mittelpunkt der Betrachtungen stehen: internationale Waffenschiebereien, souveräne Mißachtung des Parlaments, Vertuschung, Korruption.

Zukünftige Beobachter werden als selbstverständlich voraussetzen, was uns Zeitgenossen sich erst allmählich offenbart: daß jede Richtungsänderung in der amerikanischen Politik nach 1945 durch einen Skandal öffentlich eingeläutet wird und daß intellektuelle 'Renegaten' in diesen Skandalen stets eine Schlüsselrolle spielen.

Aus der Chronik politischer Skandale

1947 wechselt Whittaker Chambers, ein führender 'Reformkommunist' und intellektueller Repräsentant der 'roten 30er' Jahre, die Fronten. Er denunziert Alger Hiss und verdächtigt das halbe Außenministerium der Spionage für die Sowjetunion. Senator Joe McCarthy erscheint auf der Bühne und übernimmt fortan die Rolle des Schurken. Vorbei sind die Zeiten der Zusammenarbeit, Verständigung und Freundschaft mit der UdSSR. Der Kalte Krieg beginnt.

1971 desertiert Daniel Ellsberg. Jahrelang als einer von Kennedys 'best and brightest' gehätschelt und den Wunderkindern der 60er Jahre zugeordnet, schien er ein loyaler 'defense intellectual'. Er bleibt es bis zum Frühjahr 1971. Dann erklärt er, im Entwerfen von Kriegsspielen bestens geübt, der Vietnam-Politik seiner Regierung den Krieg — und inszeniert einen Skandal. Er beliefert die »New York Times« mit den berühmten Pentagon-Papieren, die in den Händen der Opposition geschickt dazu benutzt werden, den Truppenabzug zu forcieren und die letzten Reste des klassischen Kalten Krieges zu liquidieren. Kurze Zeit

später besucht Richard Nixon Moskau und unterzeichnet Rüstungskontrollverträge. Die Entspannungspolitik ist geboren.

1974 putscht die Rechte gegen Nixon. Seine Klempner (unter Reagan wird man sie Cowboys nennen) haben sich beim Einbruch ins Hauptquartier der Demokraten erwischt lassen. Zu diesem Zeitpunkt gibt es offensichtlich handfeste Interessen, dem außenpolitischen Reformer Nixon sein Watergate zu bereiten und den Ausverkauf der Politik der Stärke endlich zu stoppen. Nixon muß gehen, sein oberster General darf bleiben. Aber Henry Kissinger hat keine Truppen mehr. Seine intellektuellen Parteigänger früherer Jahre haben sich mittlerweile in andere Lager abgesetzt und dienen neuen Herren. Neo-konservativ nennen sie sich, auf Norman Podhoretz und Daniel Patrick Moynihan hören, in »Commentary« schreiben sie — und ihre Fanfare erklingt alsbald in allen Medien, an jeder Universität: Rache für '68. Irving Kristol zieht im Hintergrund die Fäden und verschafft den Neo-Konservativen in der zweiten Hälfte der 70er Jahre Zugang zu strategisch wichtigen Positionen. 1980 werden sie administrabel. Der zweite kalte Krieg beginnt.

Und 1986? Im November sagen die gemäßigten und aufgeklärten Konservativen des Landes ihrem Präsidenten den Kampf an. Ihr Drehbuch: der Skandal, diesmal 'Irangate' oder 'Contragate' genannt. Ihr Ziel: eine moderatere Außen- und eine reformierte Wirtschaftspolitik, keine neue Entspannung zwar, aber Abkehr von der Dauerkonfrontation mit der UdSSR und insbesondere Verzicht auf das Spiel mit dem Atomfeuer. Vergegenwärtigt man sich die 1984/85 verfaßten Traktate führender republikanischer Ideologen über die zukünftigen Aufgaben der Administration Reagan, so fällt die zum Jahreswechsel 1986/87 artikulierte Kritik besonders auf. Sie klagt aufs neue ein, was den ideologischen Eiferern offensichtlich nicht mehr präsent ist — Respekt vor den Grundsätzen der politischen Ökonomie. Keine Weltmacht kann sich nämlich auf Dauer ein Haushaltsdefizit von über 100 Milliarden Dollar und ein Handelsbilanzdefizit von knapp 200 Milliarden Dollar erlauben. Und wieder muß ein bekehrter Intellektueller auftreten, um mit einer solchen Banalität Gehör zu finden. Daniel Patrick Moynihan heißt er, und seine neue Rolle spielt er in altbekannter Leidenschaft. "Wir haben uns entschieden zuviel um Geopolitik gekümmert und zu wenig um politische Ökonomie. ... Was nun? Wir brauchen eine bessere Politik als jene, die sich beständig so aufführt, als stünde die westliche Welt vor dem Untergang. ... Es ist Zeit für Amerika, sich dem wirtschaftlichen Fundament zu widmen. Das haben wir in den zurückliegenden zehn Jahren versäumt. Ganz im Gegenteil, man wird sich einmal daran erinnern, daß die Amerikaner in den 80er Jahren tausend Milliarden Dollar von den Japanern pumpen und damit eine Party schmissen. Nun, die Party wird bald vorüber sein." (International Herald Tribune, 22.12.1986) »Commentary« hatte es schon im Januar 1985 geahnt. Auf Moynihan ist kein Verlaß mehr. "The party is over", die Gäste gehen und lassen im Skandal verkrachte Gastgeber zurück.

Vom Streit der Intellektuellen

Ohne Krach im Überbau kein Skandal — dies gilt für 1986 wie für alle anderen Schlüsseljahre der Nachkriegspolitik. Mitte der 80er Jahre überzieht die Allianz aus alten und neuen Konservativen ihr ideologisch-moralisches Konto. Sie nimmt zu einem Menschen- und Weltbild Zuflucht, das hinter die Aufklärung zurückfällt und Traditionslinien auch der amerikanischen politischen Kultur schlichtweg leugnet. Verfemt sind liberale Toleranz und intellektueller Relativismus. Beide scheinen eine Geisteshaltung zu befördern, die schnurstracks auf den Totalitarismus zusteuert. Wieso und warum, kann in den Schriften eines George Will oder William Bennett im Einzelnen nachgelesen werden.

Schon lange vor dem Skandal sind Zweifel und Unmut deutlich erkennbar. Kritik liegt in der Luft. Die atmosphärischen Störungen spiegeln sich in den immer hektischer und hysterischer ausfallenden Reaktionen der Neo-Konservativen auf vermutete oder tatsächliche liberale 'Abweichungen'. Der Rezensionsteil von »Commentary« spricht so gesehen Bände. Mit einem Mal ist alle Souveränität dahin, ein "purism of destructiveness" (wie es Irving Howe nennt) tritt an ihre Stelle.

Aber erst im Zeichen des Skandals kann sich die Kritik Luft verschaffen. Plötzlich werden jene gehört, die über Jahre hinweg ausgegrenzt waren. Das Publikum spürt, daß die Stammbesetzung verwundbar geworden ist. 'Ketzerium' ist von einem Tag auf den anderen wieder willkommen — beispielsweise der Aufsatz von Brigitte und Peter L. Berger, erstmals veröffentlicht in der Oktoberausgabe 1986 von »Commentary«. Im Zentralorgan der Puristen nehmen die beiden Hochschullehrer aus Massachusetts den Kampf gegen konservative Verblendungen auf. "Our Conservatism and Theirs" — schon der Titel des Aufsatzes signalisiert Abgrenzung. Sie definieren im Unterschied zum konservativen 'mainstream' Politik nicht als Glaubensfrage, sondern als kritisches Abwägen alternativer Möglichkeiten. Es geht nicht um Seelenheil, sondern um den Versuch, begrenzte Ziele in einer Problembelasteten Umwelt einzulösen. Toleranz und relativierende Distanz zum Gegenstand sind ihre Schlüsselbegriffe — es gibt demnach in der Politik weder heilige Prinzipien noch unumstößliche Legitimität. Jede Formulierung, jeder Satz kann als Affront gegen den moralisierenden Absolutismus eines Podhoretz oder die strikte Einteilung der Welt in Gut und Böse (etwa eines Kristol oder Krauthammer) gelesen werden. Das Nachdenken über die Konsequenzen politischen Handelns ist wichtiger als ideologische Treue zu abstrakten Werten. Berger und Berger reden also einer konservativen Verantwortungsethik das Wort; eine solche bedeutet immer auch Bereitschaft zum Kompromiß und Mut zum Fehler. Gesinnungsethik und religiöser Rigorismus, die charakteristischen Merkmale der alten Mehrheitslinie, sind damit unvereinbar. Im Zweifelsfall stehen sie für den Zweifel und klammern sich nicht an den Mythos philosophischer Unfehlbarkeit. Unverblümt werfen sie den Gesinnungsethikern vor, die Folgen eige-

nen Tuns zu ignorieren und damit einem Sektierertum zu frönen, das auf lange Sicht die Grundlage konservativer Politik auszehrt.

Berger und Berger repräsentieren jenen Typ konservativer Intellektueller, der die Bereitschaft zur politischen Opposition im eigenen Lager (in der Vergangenheit beispielsweise gegen den Vietnamkrieg) für unverzichtbar hält. 1986 ist ihre Stunde gekommen: Ihr Aufsatz markiert den Beginn einer Wachablösung: der skeptische konservative Intellektuelle verdrängt den manichäischen, der Pragmatiker den Radikalen, der Zweifler den Dogmatiker, der Verantwortungsethiker den Gesinnungsapostel.

Auch in diesem Fall öffnet die grundsätzliche Kritik Schleusen. Sie findet ein vielfaches Echo. Kaum ist der Washingtoner Skandal an die Öffentlichkeit gedrungen, verlassen auch andere aufgeklärte Konservative die Studierstube und begeben sich auf das Kampffeld der großen Politik. Es kommt — wie bei allen großen Richtungsauseinandersetzungen — zum Streit über die Grundlagen der Außenpolitik. Schon beim flüchtigen Hinsehen fallen die Parallelen zu den späten 60er Jahren auf: die Administration Reagan wird ähnlich schonungslos, bisweilen hämisch kritisiert wie damals Lyndon B. Johnson und sein Stab. Und wie damals schüren die Intellektuellen aus den großen Denkfabriken des Landes die Kritik. Wenn William Pfaff der Regierung attestiert, nicht nur gescheitert zu sein, sondern in wichtigen Bereichen überhaupt keine Politik mehr zu betreiben, dann liest er sich wie der Henry Kissinger der Jahre 1965-67. Was ehemals Vietnam, sind heute Contras, Terrorismus und Geiseln: es scheint für das offizielle Washington gar keine anderen Probleme mehr zu geben.

Die Kritiker spielen ihren konservativen Weggefährten deren eigene Melodie vor. Amerika hat sich wieder einmal isoliert, ist im Kampf für die 'Freiheit' zum schuldbeladenen Komplizen von Terror und Tyrannei geworden; an die Stelle politischer Berechenbarkeit sind unkalkulierbare Leidenschaften (easy passion) getreten. Mehr denn je brechen jahrelang scheinbar festgefügte Linien auf. Selbst altgediente Advokaten einer 'starken Außenpolitik' wie Robert Tucker kommen ins Grübeln und zweifeln am Wert militärischer Interventionspolitik. 'Globalist' und 'Geopolitiker' sind nicht länger ausschließlich positiv besetzte Begriffe, manchen gelten sie gar schon wieder als Schimpfwort.

Die Kritik bezieht ihre Waffen aus dem Bergerschen Arsenal: Es gibt keinen philosophischen oder moralischen Wert, der eine erkennbar gefährliche und friedensbedrohende Politik rechtfertigen könnte. Auch 'Freiheit' hat ihre Grenzen. Nicht umsonst stellen also die um »National Interest« gruppierten Neo-Konservativen die bange Frage nach der Zukunft des 'außenpolitischen Konsenses'. Anfang 1987 ist dieser Konsens brüchiger als zu irgendeinem anderen Zeitpunkt der Präsidentschaft Reagans. Und dies geht wesentlich auf das Konto jener Intellektueller, die im 'aufgeklärten Konservatismus' das Modell der Zukunft erblicken.

Vom Wert politischer Symbole

Als der Skandal in Washington Einzug hält, ist die Bilanz der Regierung Reagan ambivalent. Unbestreitbar können Erfolge vorgewiesen werden. Seit 1980 verschieben sich wichtige Koordinaten des politisch-kulturellen Lebens im Land nach rechts. Irving Howe faßt in »Dissent« (Herbst 1986) die wichtigsten Indikatoren wie folgt zusammen: "Erfolg haben" und "Geld verdienen" führen mit weitem Vorsprung die Werteskala an; "business is God" in der neuen Yuppie-Kultur; Religion und reaktionäre Nostalgie erfahren einen für die Zeit nach 1945 beispiellosen Auftrieb; Individualismus kommt überwiegend als Recht des Stärkeren daher; das große Kapital nimmt immer stärkeren Einfluß auf die Kulturpolitik; Rambo rächt die Schmach in Vietnam. Und generell verstehen es Neo-Konservative über einen langen Zeitraum immer wieder, im intellektuellen Diskurs des Landes die 'terms of debate' zu setzen. Einige Beobachter (wie z.B. Sidney Blumenthal) schließen daraus etwas voreilig auf ein neues, nämlich durchgängig konservatives Establishment.

Gleichwohl ist nicht zu übersehen, daß die Führungsfähigkeit des Reaganismus zu Beginn der zweiten Amtsperiode ihren Zenit überschritten hat. Ferguson und Rogers weisen in »Atlantic Monthly« (Mai 1986) darauf hin, daß der vielbeschworene 'Wertewandel' in Reagans Amerika vor zentralen politischen Fragen haltmacht. Die Mehrheit plädiert nach wie vor für eine Beibehaltung des 'welfare state' und votiert gegen die konservative Interpretation der 'social issues' (Religion, Frauenfragen, Bürgerrechte, Abtreibung, Rassenbeziehungen). Im Schnitt wird die Politik des Präsidenten nicht besser oder schlechter bewertet als die seiner Amtsvorgänger. Nur die Person Reagan ist populärer als die neue Politik. Aber auch darin unterscheidet sich der Kalifornier nicht von anderen Präsidenten; Personen zählen in Amerikas Politik von jeher mehr als Ideen und Programme. Vom 'populärsten Präsidenten' mit der 'populärsten Politik' in der Nachkriegszeit kann also keine Rede sein. Dies bestätigt auch ein Blick auf die republikanische Partei. Sie ist trotz zweier überwältigender Wahlerfolge keine neue Mehrheitspartei. Statt eines 'realignment' — einer dauerhaften Umorientierung der Wähler auf einen 'neuen Block' — findet ein 'de-alignment' statt. Die traditionellen Parteibindungen lösen sich auf, immer weniger Wähler identifizieren sich mit einer der großen Parteien bzw. mit Parteien überhaupt, die Zahl der Wechselwähler steigt. Offensichtlich ist keine der großen Parteien in der Lage, einen neuen 'nationalen Konsens' (vergleichbar etwa dem New-Deal-Konsens der Roosevelt-Jahre) zu stiften.

Dem Reaganismus gelingt es also auch nach jahrelangen Anstrengungen nicht, in zentralen Politikfeldern geistig-moralisch zu führen und zu überzeugen. Offensichtlich versagen hier die konservativen Intellektuellen. Da Reagan im Streit der Meinungen und Ideologien immer wieder Rückschläge erleidet, sucht er Zuflucht zu Symbolen und Mythen — er ist wie kaum ein anderer Präsident vor ihm darauf angewiesen (und

kann zugleich wie kaum ein anderer damit hantieren). Statt der normativen Kraft des Faktischen wird die suggestive Kraft des Symbolischen bemüht.

In der Außenpolitik hängt dieser 'Zwang zum Symbol' im Wesentlichen mit der Vietnam-Erfahrung, dem sogenannten Vietnam-Trauma der Öffentlichkeit zusammen. Der Erfolg von Rambo signalisiert noch längst keine Zustimmung zu neuerlichen und kostspieligen militärischen Interventionen. Weder gegen den Iran noch gegen Nicaragua können die Konservativen jene Mittel einsetzen, die sie verschiedentlich gern einsetzen möchten. Ihr Radikalismus scheitert immer wieder an Vietnam — an der bewußten Aufarbeitung jener Jahre. Es gelingt nicht, die Geschichte des Krieges umzuschreiben, die Niederlage einem 'Dolchstoß' der Daheimgebliebenen zuzuschreiben, die Aggression als notwendige Abwehr des Kommunismus zu deuten. Die Mehrzahl der seit 1980 erschienenen wissenschaftlichen und literarischen Texte zu Vietnam steht links; die Belletristik reiht sich in die pazifistische Tradition der großen amerikanischen Literatur nach dem Ersten Weltkrieg ein. Diese Literatur wird gelesen und diskutiert — 1986 z.B. in über 300 Kursen an Universitäten und Colleges. Das sind 300 Kurse mehr als 1980.

'Wille' und 'Entschlossenheit', unverzichtbare Bestandteile konservativer Identität, können also nur durch Ersatzhandlungen demonstriert werden. Grenada suggeriert eine Stärke, die gegenüber Nicaragua fehlt; Libyen unterstellt eine Entschlußkraft, die vor Syrien versagt. Kurzfristig schnellen dann die Popularitätskurven des Präsidenten nach oben: Amerika ist für einen Tag und eine Nacht wieder No.1, die Illusion regiert. Freilich trägt Hollywood den Sieg davon, nicht das Pentagon. Aber auch Hollywood kann nicht verhindern, daß ein widerspenstiger Kongreß ein über das andere Mal die Gelder für die Contras zurechtstutzt. Das Symbol ist wohlfeil zu haben; den Preis für 'the real thing' will nur eine radikale Minderheit zahlen.

Wie der Skandal zeigt, ist Reagan und seinen Cowboys der Symbolismus auf die Dauer zu wenig. Sie verlassen die Bühne und versuchen sich in Manipulationen hinter den Kulissen — und werden prompt dabei ertappt. Jetzt macht die Kritik auch vor jahrelang respektierten Tabuzonen nicht mehr halt. Die Symbole der Reagan-Ara geraten selbst ins Kreuzfeuer. Die Umwertung der Reagan-Werte beginnt. Fortan ist es verpönt, sich auf nostalgische Machtphantasien einzulassen und verantwortungslos mitzuträumen; der penetrant zur Schau getragene Optimismus wird als Unfähigkeit erkannt, die Realität zu verstehen und sich auch auf Unerfreuliches einzustellen; nur Unbelehrbare halten weiterhin am Vertrauen in die persönliche Integrität und die gute Absicht des Präsidenten fest; Zuversicht und Glaube an die Zukunft werden erschüttert, da Reagan sich für alle erkennbar der korrupten und diskreditierten Praxis der Vergangenheit anschließt. »Newsweek« — ausgerechnet dieses stets loyale 'All-American'-Blatt — stellt im Januar 1987 die entschei-

dende Frage: "Wieso vertrauten wir Reagan die Sicherheit der Welt an, aber zogen ihn nicht für Tatsachen des täglichen Lebens zur Rechenschaft?"

Der Präsident zerstört eigenhändig seinen Mythos. Die alten Symbole tragen nicht mehr. Aus dieser Falle kann ihn auch kein konservativer Intellektueller mehr befreien. »Commentary« ist wieder beim Kommentieren angelangt.

Von der politischen Ökonomie des Skandals

Reagan glaubt trotz des Skandals noch lange Zeit daran, sich über alle Kritik hinwegsetzen und frei handeln zu können — frei nach der Devise des französischen Marschalls Foch im Ersten Weltkrieg: "Meine mittlere Abteilung ist auf dem Rückzug, der rechte Flügel geht in die Defensive, die Lage ist ausgezeichnet, ich gehe zum Angriff über." In Wahrheit sieht sich der Präsident einem politischen Patt gegenüber; er ist nur noch bedingt bewegungsfähig.

Politisch relevant wird dieses Patt, weil sich die Ökonomie unüberhörbar zu Wort meldet. Umschichtungen und Kräfteverschiebungen innerhalb der Wirtschaftselite erheischen politische Korrekturen. Thomas Edsall von der »Washington Post«, der präziseste Chronist solcher Prozesse, berichtet in »Dissent« (Herbst 1986) vom Niedergang der nationalen Ölgesellschaften in Texas, Oklahoma, Louisiana und Colorado. Die großzügigsten Finanziere der amerikanischen Rechten und die wichtigsten Förderer des rechten Flügels der republikanischen Partei werden vom neuerlichen Verfall der Ölpreise schwer getroffen. Zufall oder Absicht — der Skandal jedenfalls wird inszeniert, als die Ölpreise den seit langem niedrigsten Stand erreichen (11 Dollar pro Barrel im Herbst 1986 gegenüber 38 Dollar im Jahr 1981). Seither fließt das Geld aus anderen Quellen in die republikanischen Parteikassen. Die Finanzmagnaten New Yorks und des Nordostens — wirtschaftlich wohlgenährt durch die jahrelangen Investment- und Devisenspekulationen und die überbordende Nachfrage für Reagans Kriegskasse — wittern Morgenluft. Sie rücken wieder in das erste Glied republikanischer Parteipolitik. Von jeher an einer gemäßigten Außen- und Wirtschaftspolitik orientiert, fordern sie jetzt politische Schuldscheine ein. Keiner — auch nicht Ronald Reagan — setzt sich jahrelang ungestraft über die Mahnungen des New Yorker Establishments hinweg. Das spüren schon bald auch Reagans handverlesene Epigonen.

Ganz anders stellt sich die Situation der demokratischen Partei dar. Ihre hauptsächliche Klientel, das untere Drittel der Einkommensskala, kommt für Spenden nicht in Frage. Industrie und Banken favorisieren seit Ende der 70er Jahre Programm und Politik der Republikaner; wenn sie den Demokraten unter die Arme greifen, dann nicht, weil ihnen am

Profil und der Entwicklung der gesamten Partei gelegen ist, sondern weil sie 'bewährte demokratische Politiker' in ihren Ämtern bestätigt sehen wollen. Die demokratische Partei verkommt darüber immer mehr zu einer geschäftsführenden Adresse zur Wahrnehmung von Partikularinteressen. Ihre Mäzene sind weder an programmatischer Einheit der Gesamtpartei noch an politischer Durchsetzungsfähigkeit ihres parlamentarischen Flügels interessiert; demokratische Kandidaten gelten ihnen nur als taktische Manövriermasse. Seit Reagans Amtsantritt gerät die Partei daher deutlich ins Hintertreffen. Selbst wenn sie Mehrheiten bei Kongreßwahlen erringt, kann sie diese nicht zielgerichtet politisch einsetzen. Sie verstrickt sich immer wieder im Dickicht der sie tragenden Einzelinteressen.

Auf Jahre hinaus können die Demokraten daher nur dann politischen Ausgleich schaffen, wenn der Gegner schwerwiegende Fehler begeht. Im Zweifelsfall müssen sie einen Skandal 'erfinden'. 'Irangate' wird so zum Lebenselixier einer Partei, die im Alltag visionslos dümpelt, aufgerieben von den Mißerfolgen der Vergangenheit, gelähmt vom immerwährenden Streit ihrer Flügel, Gruppen und Grüppchen und frustriert von den Aussichten der Zukunft. Erst der Skandal verleiht der bei den Kongreßwahlen im November 1986 neugewonnenen Mehrheit der Demokraten in beiden Häusern des Kongresses politisches Gewicht. Sie nutzen die Gunst der Stunde, um die Reagansche Politik in wesentlichen Programmpunkten zu blockieren, zu korrigieren oder zeitlich zu verzögern. Sie greifen in die Wirtschafts- und Sozialpolitik ebenso ein wie in die Außen- und Rüstungspolitik.

Von der Schwierigkeit, neue Mehrheiten zu schmieden

In den 80er Jahren vollzieht sich ein politischer Richtungswechsel langsamer als in früheren Epochen. Die Pattsituation hält lange vor, immer neue Verwerfungen zögern die Bildung neuer 'Parteien' und 'Lager' im parlamentarischen und außerparlamentarischen Raum hinaus. Lange Zeit ist kaum erkennbar, welche Zentren und Gruppierungen die künftige Politik bestimmen werden. Das Profil der Zukunft zeichnet sich erst schemenhaft ab. So kann in den ersten Monaten des Skandals lediglich die notwendige Vorarbeit geleistet werden. Altes bricht auf, angestaute Kritik entlädt sich, die Konstellation gerät in Bewegung.

Notwendigerweise erscheint ein solcher Zustand den Zeitgenossen unübersichtlich. Ständig wechseln die Fronten, gerät in Streit, was eben erst zueinander gefunden hat, blamieren sich Theoretiker und Rezeptoren vor der Realität. Bestes Beispiel: das Chaos in der akademischen Disziplin der Wirtschaftswissenschaft. Hier begegnet sich ein ebenso bunter wie wirrer Haufen von supply-side-Nostalgikern, Monetaristen, Rechts- und Links-Keynesianern, Laffer-Freaks, neuen Krisen-Theoretikern, Protektionisten, Internationalisten und schlichten Scharlatanen. Wer

überhaupt keinen Ausweg mehr sieht, sehnt sich geradezu nach der großen Krise, um Publikum und das politische Ensemble auf der Bühne endlich aufzuwecken. "Die Aussicht, gehängt zu werden, schärft auf wundersame Weise den Geist" — solche Töne verlaufen nicht nur bei Konferenzen des Aspen-Instituts in Venedig (1986). Als gäbe es nicht schon Verwirrung genug, meldet sich auch noch eine neue Interessengruppe von Industriellen, Bankiers, Rentiers, Großagrariern und Bodenspekulanten zu Wort: die Kalifornier. Sie sind längst nicht mehr bloß teilnehmende Beobachter; aber noch sind sie nicht zu einem berechenbaren politischen Faktor gereift — eine 'wild card' im politischen Spiel.

Unübersichtlich, aber gleichwohl erklärbar — so stellt sich die zweite Hälfte der 80er Jahre dar. Allmählich wird klar, woran es am meisten fehlt: an einer politisch treibenden Kraft, einem Element, das vom Skandal nicht nur profitiert und sich als Schmarotzer über die Runden rettet, sondern das nach vorn strebt. Eine Kraft also, die sich nicht mit Korrekturen am alten Kurs zufrieden gibt, sondern die den Skandal als Mittel begreift, um die Konstellation gründlich aufzumischen und Neues aufzubauen. Eine solche Kraft fehlt in den Vereinigten Staaten des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Damit ist das Wichtigste über die linke und liberale Opposition des Landes und insbesondere über die Intellektuellen dieser Opposition bereits gesagt. Ihre politische Kraft ist zerschissen; im Unterschied zu den späten 60er und frühen 70er Jahren kann sie den Unzufriedenen, Ausgebeuteten, Entrechteten und Sprachlosen weder Ideen, noch Antrieb, noch Zuversicht geben. Die politische Kultur des Linksliberalismus sendet keine Signale mehr, ist zumindest mittelfristig stillgelegt. Sie bietet keinen Zufluchtsort mehr für Renegaten aus dem anderen Lager — etwa vom Schlage eines Daniel Ellsberg. 1986 ist mehr als 18 Jahre von 1968 entfernt — dazwischen liegen politische Welten.

Die klassischen Liberalen kehren zu ihren Ursprüngen zurück und entpuppen sich wieder einmal als 'Cold War-liberals'. Wie in den 50er Jahren und der Hochphase des McCarthyismus definieren sie sich in erster Linie als Gegner des Sozialismus. Sie leben von der Negation, der Abgrenzung nach links. Zwar ist der Sozialismus in ihren Augen längst tot, aber selbst die Leiche fordert noch immer ihren Tribut: Amerika ist gut, die Sowjetunion schlecht, ein Dazwischen gibt es nicht, und wer gegenüber dem Schicksal der eigenen Nation gar gleichgültig ist, spielt der UdSSR in die Hände. So einfach ist die Welt für die Herausgeber von »Partisan Review« geworden, 50 Jahre nach Gründung der Zeitschrift in den Wirren der 'red thirties'. Und die Wirren der 80er Jahre geben unerschöpflichen Stoff, um die persönliche und politische Zuverlässigkeit als Liberaler publizistisch unter Beweis zu stellen. Afghanistan, Nicaragua, Angola, SDI, Abrüstung — stets ist die UdSSR der Schurke im Stück. In der Beurteilung sowjetischer Außenpolitik schrumpft der Unterschied zwischen »Partisan Review« und »Commentary« auf eine Nuance: Die einen sprechen liberal vornehm noch von Friedens-

"propaganda", die anderen schon wieder von Friedens-"hetze". Einige sind sich darin, daß nicht ernstzunehmen ist, was aus Moskau kommt. Liberal ist, wer keinen Schaden mehr anrichten kann und will.

In den Reihen der Links-Intellektuellen hingegen gibt es noch viele, die Schaden anrichten wollen, aber es infolge geänderter Umstände nicht mehr können. Aufschlußreich ist ein Blick in die akademische Welt. Unbestreitbar werden in den 80er Jahren mehr und bessere linke Wissenschaftsmagazine verlegt als 1968. Auch gehen Historiker, Soziologen und Anthropologen mit neuen Methoden an neue Inhalte heran: Sie sind zu den wichtigsten Verfechtern der Black-, Women- und Peace-Studies geworden. Nimmt man schließlich die Preisverleihungen seit 1981 zum Maßstab, so zeigt sich zumindest in der Geschichtswissenschaft auch die intellektuelle Überlegenheit der Linken. Hier finden die Neo-Konservativen reichlichen Grund für ihre mittlerweile chronischen Wutausbrüche: Der Aufsatz von Balch und London im Oktoberheft (1986) von »Commentary« veranschaulicht ihren paranoiden Haß auf alles Linke. Aber wogegen wendet sich die Inquisition? Gegen einzelne linke Bastionen? Oder gegen einen gesellschaftlich relevanten und politisch stabilen Einfluß linker Wissenschaftler?

Um die Antwort vorwegzunehmen: in den 80er Jahren hat es die Rechte einfacher, mit ihren Gegnern umzugehen. Anders als in den späten 60er Jahren stellt sich die Linke als belagerte Minderheit dar, behaftet und belastet mit allen Symptomen des Rückzugs. Sie will, wie Irving Howe resignierend feststellt, nicht mehr die Welt, sondern nur noch die Methode (ihrer jeweiligen Wissenschaftsdisziplin) ändern. Ihr Sozialismus ist entweder sentimental oder radikales Hobby. Über den Zustand der Arbeiterbewegung und das Verhältnis der Intelligenz zur Arbeiterklasse denken nur noch einige 'Altmodische' nach. Dieses Nachdenken reicht bemerkenswerterweise immer noch aus, um Abwehrschlachten gegen rechte Offensiven durchzustehen und gelegentlich auch Punktsiege zu landen. Die Auseinandersetzung um die Umdeutung der jüngsten Vergangenheit (Vietnam) hat hier ihren Platz. Aber die Kraft erschöpft sich eben auch in diesen Abwehrschlachten — sie reicht nicht mehr aus, um Visionen von Zukunft zu entwickeln, um die Themen im intellektuellen Diskurs zu diktieren; es kommen keine bewegenden Anstöße mehr.

Eine linke Gegenkultur kann im abgeschotteten Raum eines historischen Seminars nicht gedeihen — und schon gar nicht, wenn dieses Seminar von anderen Seminaren und Universitäten isoliert ist. Es gibt kaum noch linke Netzwerke; die fortschrittliche akademische Intelligenz ist zersplittert, hat sich in ihre provinziellen Nischen zurückgezogen. Eine Universität kann eben die alten Zentren kritischer Intellektuellenkultur nicht ersetzen. New York City und Greenwich Village — ehemals gefährliche Brutstätten linken Geistes — sind unwiederbringlich verloren. Dort diskutiert 1986 Norman Mailer allenfalls noch mit George Shultz (anlässlich eines PEN-Kongresses). Das sicherste Indiz für den Niedergang der al-

ten Zentren ist die nostalgische Literatur über ihre Geschichte. Der verschwenderische Umgang mit Ideen und der imaginär-utopische Überschuß gehören der Vergangenheit an. In den 80er Jahren werden die Talente der 'prodigal sons' (Alexander Bloom) im offiziellen Kultur- und Wissenschaftsbetrieb rationiert und den Gesetzen des Marktes unterworfen. Dieser Markt läßt individuell kritisches Bewußtsein zweifellos zu. Aber zu gesellschaftlichem Einfluß und politischem Durchsetzungsvermögen gehört mehr. 100 kritische Bücher zu Vietnam und 10 Pulitzerpreise an linke Autoren ersetzen keine politische Bewegung.

Trotz alledem bleibt nach 'Irangate' nicht alles beim Alten. Der amerikanischen Rechten gelingt es nicht, ihre Skandale breit- und auszusitzen. Teile der Bourgeoisie nutzen die allgemeine Verwirrung, um gegen eine als bedrohlich erkannte Politik offensiv vorzugehen. Mit tatkräftiger Hilfe intellektueller Dissidenten aus dem konservativen Lager setzen sie erste Korrekturen am alten Kurs durch. Die Macht der Puristen ist gebrochen.

So gesehen ist der Skandal also alles andere als ein Indiz des Verfalls oder Niedergangs. Der amerikanische Skandal erweist sich wieder einmal als Ausgangspunkt der Erneuerung. Er läutet jenseits des Atlantik den Anfang vom Ende konservativer Dominanz ein.

So oder ähnlich könnten die Historiker und Journalisten des Jahres 2011 schließen, wenn sie anlässlich des hundertsten Geburtstages des ehemaligen Präsidenten Ronald Reagan dessen Amtszeit resümieren.

ps: Vielleicht wird einer dieser Kollegen dann auch einmal der Frage nachgehen, wieso die Rechte in der BRD auch in skandalösen Zeiten so erfolgreich war (gerade wenn es sich um ihre eigenen Skandale handelte), und warum die Linke immer nur in Amerika Anzeichen der Dekadenz zu finden meinte.

Nach George A. Custer (West Point 1861) ist "die Armee der beste Freund der Indianer"; nach der derzeitigen offiziellen West-Point-Version "endete der Vietnam-Krieg im August 1968, als stark mitgenommene kommunistische Verbände es mit der alliierten Kriegsmaschinerie nicht mehr aufnehmen konnten". Wer braucht, bei solchen Historikern, noch Generäle?

Gore Vidal

Peter Maiwald

Kolumbus

Amerika nicht entdeckt.
Das Ei gefunden
auf dem Markt.
Den Händler übervorteilt.
Ein Leben lang
darunter gelitten
den Knoten gelöst zu haben
nicht Alexander.

Übermut

Heut schlag ich mein Stündchen
natürlich das letzte.
Heut küß ich dein Mündchen
das ganz entsetzte.

Heut lieb ich Gerippe
und deinen Schädel.
Heut bin ich Mensch
gut hilfreich edel.

Entfernung der Toten

Weggestorben.
Aus dem Friedhof gewetzt.
Beileid verboten.
Wann, wenn nicht jetzt.

Weggeblieben.
Auf den Kranz gespuckt.
Das Hinterblieben
ist abgeguckt.

Weggetreten.
Aus der Reihe getanzt.
Bitte verboten.
Schrei, wenn du kannst.

Erklärung

Daß der sich nicht gewaschen hat
den faulen Biß im Maul und stinkt
und schweigt am Morgen, wenn er trinkt
und schlief schon mit der halben Stadt

und rennt zur Nacht kopflos im Park
und sieht zerkratzt am Morgen aus
und pißt (vor Zeugen) an das Haus
und gibt für Schnaps die letzte Mark.

Das stimmt und mehr: die Arbeit los.
Den Chef. (Jedoch: mich schlug er nie).
Der legt sein Leben übers Knie
dreimal pro Tag und kriegt sich groß.

Gibt keinen Witz, den er nicht macht.
Den liebe ich. Wie Tag und Nacht.

Gemeinsam

Bin nie alleine.
Mit mir der Suff
der Haumichblau
der Ichhaudruff

der mich verändert
der mich zerstört
der mich erhält
der auf mich hört.

Bin nie alleine.
An meinem Grab
der mich eingräbt
der den ich hab.

Rechte Hand

Ich bin nichts mehr: die rechte Hand.
Der Chef hat meinen Kopf.
Und wenn ich Glück hab zieht er mich
vom Sumpf an seinem Schopf.

Und wenn ich Glück hab schenkt er
mir Lächeln eins zwei drei.
Und wenn ich Glück hab ist ein kleiner
Finger mit dabei.

Und wenn ich Glück hab komme
ich ab und an zu Wort.
Und wenn ich Glück hab komm ich mit
dem blauen Auge fort.

Und wenn ich Glück hab wirft er
ein Lid, ein Aug auf mich.
Und wenn ich Glück hab bleibt die linke
meiner Hand für sich.

Und wenn ich Glück hab werd ich
ein Mensch mit Hand und Fuß.
Und wenn ich Glück hab bin ich
was in die Grube muß.

Postkarte

Die Luft ist leer von Würgeengeln.
Kein Lammblut klebt an Kunstglastüren.
Nicht Teufel, die zur Hölle führen.
Nur das Geschrei von Ladenschwengeln.

Die Dramen sind das Stadttheater.
Ernst ist die Kunst: das Leben heiter.
Wie geht es Antwort es geht weiter.
Im Zweifel für den Krieg mein Vater.

Es kriselt uns behaglich nächtlich.
Es blockt stört demonstriert im Schläfe.
Der Stolz der Presse: schwarze Schafe.
Der Mensch ist gut versorgungsrechtlich.

Das Fernsehn läßt uns bessres Elend schauen.
Dann schneit es ein. Zum Morgen Morgengrauen.

Ohne Worte

Als sie mir kalt den Rücken zeigt
hab ich ihr was von mir gezeigt
sie wand sich nach der Melodie
ich geigte stumm während sie schrie

und als sie danach auf mich pfiß
da zeigte ich ihr manchen Griff
und sie verstand das Instrument
tags, nachts, stumm, blind, nackt und im Hemd.

Rondo

Die Stunden verrinnen.
Die Tage vergehen.
Ich übe gewinnen
und mag mich nicht sehen.

Ich übe sehen
und mag nicht gewinnen.
Die Tage vergehen.
Die Stunden verrinnen.

Überall

Überall wird gesagt
daß die Welt untergeht.
Ich faule auch schon
während mein Teil steht.

So laß uns untergehen, Geliebte
einer im andern.
Auf daß ein Kind uns blüht.
Das wird auf Sternen wandern.

Die Fremden

Ihr Lachen sprengt den Stahlbeton.
Ihr Weinen schwemmt Stauwerke weg.
Ihr Mittel heiligt keinen Zweck.
Ihr Leben ohne Gotteslohn.

Ihr Denken ohne Vorbehalt.
Ihr Handel, der niemand verletzt.
Ihr Ehrgeiz, der niemand entsetzt.
Ihr Leben das läßt keinen kalt.

Ihr Hoffen das macht Länder grün.
Ihr Säen das die Welt ernährt.
Ihr Suchen das die Welt erfährt.
Ihr Leben ohne Streichholzziehen.

Wir im Versteck nicht zu erreichen.
Wir voller Angst darin zu gleichen.

Scheherezade

Die Hoffnung auf die tausend und eine Nacht
daß was wir geben mehr gibt als wir kosten
die Hoffnung nicht vor unserer Zeit zu rosten
die Droge Haltbarkeit die hat uns umgebracht.

Erklärung der Engel

Die Engel sind blau
weil sie vom Himmel kommen.
Sie haben an Händen, Köpfen und Füßen
die Farbe der Luft angenommen.

So wenn ihr wen seht
ohne Flügel fliegend, im Anzug grau
fürchtet euch nicht:
Engel erkennt man nicht gleich genau.

Aus dem im Frühjahr bei DVA erscheinenden Gedichtband von Peter Maiwald »Guter Dinge«.

Hermann Treusch

Der Schauspieler, eine fremde Ware — allen bekannt

Treusch : Vor vielen Jahren habe ich Kinski erlebt, wie er aus der Berliner Volksbühne herauskam. Er hatte dort Schnitzlers "Grünen Kakadu" gespielt. Er hüpfte auf dem Ku-Damm einem Hund nach. Ich bin sicher, er fand den Hund und auch sich toll. Er konnte mich nicht sehen, hatte keinen Zuschauer. Er wurde zum Hund für den Hund. Dieses Nachmachen von Bewegungen war nicht nur eine Form der Aneignung, sondern auch eine Form von Produktion. Das ist für die schauspielerische Arbeit ein wichtiges Moment: Wirklichkeit bis ins winzigste Detail und bis zu dem Punkt wahrzunehmen, wo sie einen berührt. Damit man sie als Berührung, die wieder andere berühren soll, zurückgeben kann. Aber das Annähern an diese Vorgänge in der Realität ist schon theatrale Übersetzung und nicht mehr unvoreingenommener Akt.

Frage : Der Schauspieler als Produzent — wie ist das überhaupt zu verstehen? Nicht nur im Film, auch im Theater gilt heute sehr viel eher der Regisseur als der Urheber, als Produzent; während die Schauspieler, obwohl sie doch auf der Bühne oder im Film zu sehen sind und in den Köpfen der Zuschauer die zentralen Gestalten des Stücks schaffen, als Produzenten weniger gewürdigt werden.

Treusch : Erstens besteht ein Unterschied zwischen den Medien Theater, Film, Fernsehen, Hörfunk. Zweitens ist es ein Unterschied der miteinander Arbeitenden. Es gibt sowohl auf dem Theater als auch in Fernsehen und Film Arbeitsprozesse, in denen du das Gefühl hast, Mitproduzierender an dem Produkt zu sein, das gerade entsteht. Du hast aber genauso viele Projekte, in denen du dich nur als Versatzstück empfindest. Meistens führt das dazu, daß ich auf meine mir bekannten Macken zurückgreife, ich das spiele, was ich sowieso 'drauf habe'. Beim Medium Film oder Fernsehen ist das deshalb gefährlich, weil du zum Teil nicht erkennen kannst, was dir pro Drehtag an Arbeit entzogen wurde. Denn es ist dir ja nicht nur deine Darstellung entzogen worden, sondern die Präsentation, die genaue Abschilderung deines Körpers, die Ware, die du als Schauspieler auch bist. Und da du beim Schneiden und Zusammenfügen der Szenen nicht dabei bist, also noch nicht weißt, welche gerade produzierte Regung in dem späteren Produkt vorkommt, hast du kein direktes Verhältnis zum Produkt, außer vielleicht ein narzistisches.

Der Eros der Kamera und die Moral

Treusch : Bei vielen Produktionen, in denen, was die Schauspieler so spielten oder auch so mimten, einfach ohne viel Arbeit an den Figuren von der Kamera abgefilmt wurde, fühlte ich mich als Möbel, als Requisit. Abends nach dem Drehen war ich leer. Aber ich wußte gar nicht, was mir weggenommen worden war. Also wußte ich auch nicht, was ich wie ausfüllen sollte, was ich denn nun zu regenerieren hätte. Ich erinnere mich an Krimi-Serien-Aufnahmen in Hamburg. Der Aufnahmeleiter rief die Schauspieler an den Drehort: "Und bitte jetzt die Herren Schauspieler!" Der Kamera-Assistent sagte: "Was heißt hier Schauspieler? Das sind die Herren vom Televisionsproletariat." Mir wurde klar, daß daran etwas stimmte. Ich hatte ja dieselben Bedürfnisse wie ein Proletarier, der am Fließband steht und das Auto, an dem er mitarbeitet, als Ganzes nicht sieht. Er sieht es natürlich, aber er sieht es nicht beim Produzieren. Auch dem Schauspieler werden (beim Filmen) Teile abverlangt, entzogen, die notwendig sind zur Produktion des gesamten Films. Aber ich weiß nicht, wie das Gesamtprodukt mit Hilfe der Teile, die mit mir hergestellt wurden, aussieht. Deshalb sind die Abende nach solchen Drehtagen so leer: Saufen, Fernsehen, Kino. (Zur Strafe bekommt der Schauspieler, was er mit sich produzieren läßt.) Ich lese sonst nie Illustrierte, an solchen Abenden habe ich oft Illustrierte gelesen.

Aber das Spielen im Film ist auch ein Liebesakt mit der Kamera. Nicht mit dem Kameramann, auch nicht mit der Regisseurin oder dem Regisseur, nein: ein Liebesakt mit dem Objektiv; kein Liebesakt mit dem Zuschauer wie im Theater. Da ist man gar nicht mehr kritisch, nicht mehr objektiv. Im Moment des Spielens ist das beglückend.

Frage : Wo sind nun die Unterschiede, wenn du sagst, einerseits fühle man sich als Versatzstück und andererseits als Mitproduzent? Ist das eine Frage der Medien oder der unterschiedlichen Art, wie mit den Medien umgegangen wird?

Treusch : Ohne Zweifel die Art, wie unterschiedlich mit ihnen umgegangen wird. Das Klima, das Arbeitsklima, ist beim Film und beim Fernsehen spürbar kälter. Ich spiele für die und mit der Technik, und die ist berechenbar. Die Ausnahmen bestätigen dann immer die Regel. Du mußt dir vorstellen, du spieltest eine mittelgroße Rolle, die hat — sagen wir mal — fünf Drehtage gehabt. Das heißt, von 26 Drehtagen eines mittleren Fernsehspiels von 60 bis 100 Minuten bist du nur fünf Tage dabei gewesen. Im fertigen Produkt erscheinst du aber so, als wärest du die Hälfte der Drehzeit dabei gewesen, weil zwar die Szene, die du gespielt hast, nur *einen* Drehtag braucht, aber nachher drei oder vier Minuten lang auf der Glotze erscheint. Während eine Action-Szene mit vielen Autos und Schlägereien an *fünf* Drehtagen gedreht wurde, weil es komplizierte Einstellungen waren und es draußen ein nicht stimmiges Wetter

gab, ist das im 'Heimkino' in 45 Sekunden durchgeflimmert. Daraus entstehen die Disproportionen zwischen dem Mitproduzieren und dem Erscheinen im Produkt. Man hat schon das Gefühl, etwas mit dem Produkt zu tun zu haben, aber man ist nur irgendwo nahe dran, nicht drin. Man *ist* das Produkt nicht. Anders auf dem Theater, da bin ich nicht nur nahe dran, da bin ich im Gesamtverlauf persönlich anwesend, spürbar *bin* ich das Produkt. Das hat Moralität zur Folge. Ich sage bewußt: Moralität. Es gelingt mir eher, mich vor der Kamera auszuziehen als vor dem Theaterpublikum. Warum? Auf dem Theater kann man weniger lügen, da bin ich Gesamtperson, da wird die menschliche Dreidimensionalität live vom Zuschauer wahrgenommen. Die Moralität besteht darin: wie wahrhaftig bin ich in der Summe meiner handwerklichen Mittel. Wenn das Medium Film mit Hilfe der Kamera mir einen Teil meiner handwerklichen Mittel abnehmen kann — z.B. kann die Kamera eine wilde innere Bewegung von mir produzieren, indem sie fährt und sich heftig bewegt, und ich mache überhaupt nichts —, dann bin ich in meiner Handwerklichkeit ja nicht gefordert. Identität als Schauspieler heißt handwerkliche Identität. Du kannst nicht identisch mit einer Rolle sein. Außerdem haben wir ja, wie wir wissen, *alle* Schwierigkeiten, mit uns selbst übereinzustimmen. Die Utopie des Berufs besteht darin, handwerklich so identisch wie möglich zu werden und so wahrhaftig wie möglich zu arbeiten. So vermittelt sich im Arbeitsvorgang die berufliche und private Identität.

Ich bin allerdings sicher kein Musterbeispiel eines Schauspielers, der in mehreren Medien arbeitet. Viele Kollegen empfinden es als starkes Stimulans, vor der Kamera zu arbeiten. Sie glauben, dort präziser, weil kleinteiliger arbeiten zu können. Vor allem der Gedanke, daß das, was sie gerade produziert haben, aufbewahrt werden kann, macht sie glücklich. Keine Theateraufführung ist aufzubewahren. Auch nicht durch eine Videoaufzeichnung, die bestenfalls eine in den Proportionen verödete Gedächtnisstütze liefert.

Wie simuliere ich das erste Mal

Frage : Hängt das auch damit zusammen, daß man beim Theater direkt etwas von der Resonanz des Publikums spürt?

Treusch : Der Live-Charakter von Theater spornt an. Es gibt eine Reihe berühmter Filmregisseure — Hitchcock soll dazu gehört haben —, die manchmal einen ganzen Tag lang nur probiert und nicht gedreht haben. Sie sagten dann zu den Schauspielern: "Machts 'kalt', technisch, 'ohne Gefühl'." Den ganzen Tag wurden Gänge, Gläseranstößen, Küssen, Schlagen oder ähnliches probiert, bis die Schauspieler im mechanischen Ablauf perfekt waren, aber noch ohne 'seelischen' Ausdruck, ohne inneren Nachvollzug. Dann wird zum ersten Mal gedreht. Und auch dem Regisseur wäre es lieb, es wäre das einzige Mal. Er will (wie alle) die Tau-

frische. Dieses erste Drehen, die erste Klappe, ist die Premiere. Alle sind ungeheuer angespannt. Manchmal entsteht nie mehr Wiederholbares. Diese Arbeitsweise ist deshalb interessant, weil sie den Theatervorgang wiederholt, ja imitiert. (Wochen wurde probiert und am Premierenabend ist zum ersten Mal Publikum drin. Wenn's dann die erste Klappe nicht wird, werden es manchmal unzählige. Bei Peter Beauvais habe ich einmal erlebt, daß es die 34. wurde. Die Intensität des ersten Mals kam nicht wieder zustande.

Die mitgebrachte Aura

Treusch : Wenn man Aura definiert als die im Körper und im Gesicht ausgeprägte, weil erlebte Geschichte eines Menschen, dann wird die Aura des Schauspielers in beiden Medien gleichermaßen benutzt. Im Film setzt der Regisseur oft die Aura des Schauspielers ein für die quasi identische der zu produzierenden Figur. Es wird kein Spielen sondern nur eine private Aura abverlangt, fast egal für welche Rolle. Charles Bronson ist ein gutes Beispiel. Oder Humphrey Bogart. Natürlich Schauspieler, die physiognomisch stark ausgeprägt, gut zu Ende formuliert sind (als private Stars), so daß sich der Zuschauer viel von der Geschichte der beiden Schauspieler in die Geschichte der Figuren hineindenken kann. Auf dem Theater dagegen gibt es viele gute Schauspieler, die im ersten Augenblick eine relativ unscheinbare Aura haben und die plötzlich mit Hilfe der Rolle ein großes Feld von Rollen-Aura um sich herum aufbauen. Am nächsten Tag würde man sie auf der Straße nicht wiedererkennen. Filmschauspielern passiert das ziemlich selten. Die sind ihren Figuren zu ähnlich.

Frage : Die Legende will ja, daß die großen Filmschauspieler in ihrer Mehrzahl keine besondere Ausbildung hatten, sondern 'von der Straße weg' engagiert wurden.

Treusch : Das glaube ich nicht. Aber man kann sich die Abrufbarkeit einer Privat-Aura auch erarbeiten. James Dean oder Marlon Brando (der schon als Theaterschauspieler entdeckt war) haben im New Yorker »Actor's Studio« eine spezifische Methode erlernt, wie sie mit ihren gestischen und mimischen Eigenheiten, ihren Privatheiten umgehen. Sie haben ihre individuellen 'Macken' stilisiert. Sie haben beruflich an sich gearbeitet.

Was macht Bogart so faszinierend? Seine merkwürdig verklemmte Männlichkeit, mit der er Gangster und Machos darstellt. Diese Hände, die immer so komisch in der Hose stecken, oder das Zupfen am Ohr, — beides perfektionierte Verlegenheitsgesten. Ist das nicht ein Teil seines Erfolges? Vor ihm haben wir Männer keine Angst, weil er so verlegen ist, und die Frauen möchten ihn auch ohne Angst in den Arm nehmen, selbst wenn er den Bösen spielt.

Der Ausdruck der Gefühle

Frage : Ist es nicht auch dies Sichzurücknehmen, daß Bogart seine Emotionen ganz wenig nur aus sich herausläßt?

Treusch : Das ist ja nun überhaupt die raffinierteste Form der Darstellung im Kino. Raffiniert im positiven Sinn. Am besten kann man es sehen, wenn eine Figur den Tod einer nahestehenden Person mitgeteilt bekommt. Bei der Darstellung kannst du dir als Schauspieler überlegen, ob du eine 60 Pfg.- oder eine 80 Pfg.-Marke kaufen sollst. Der Gedanke wird so intensiv sein, daß der Zuschauer denkt, du dächtest über den Toten nach. Wekwerth erzählt irgendwo, wie er an einer schwedischen Schauspielschule einen Schüler auf der Bühne sich hat so aufstellen lassen, daß er absolut nichts ausdrückt, und wie die zuschauenden Mitschüler zunächst neugierig, dann irritiert, dann erheitert, dann unruhig, dann verärgert, dann ermüdet waren, um sich schließlich völlig ruhig und versunken dieser absoluten Ereignislosigkeit zu überlassen. Hinterher über das Gesehene befragt, sprudelten die wildesten Erzählungen über das, was ihr Mitschüler angeblich ausgedrückt hätte. Soll heißen: Ausdruck wird nicht nur vom Darsteller, sondern auch vom Zuschauer gemacht, der nicht passiv wie ein Empfänger auf den Sender gerichtet ist. Du kannst auch wirklich über die Leiche nachdenken, nur darfst du es nicht so zeigen, daß du dem Zuschauer die Phantasie nicht mehr offen läßt, über sämtliche Leichen, die er vielleicht betrauern möchte, nachzudenken. Das ist die große Kunst: die Phantasie in sich so zu konzentrieren, daß wenig aus dir herausdringt und alles mögliche von außen hineininterpretiert werden kann. Dennoch wird der Schauspieler wohl ein Interesse haben, die Publikumsphantasie zu richten und nicht, wie Wekwerths Schüler, gänzlicher Beliebigkeit zu überlassen.

Frage : Wie macht man das? Wie machst du es?

Treusch : Ich würde sicher an ein Erlebnis denken, das ich hatte. Aber nur denken, nicht im selben Moment noch einmal durchleben. Dann würde ich die Phantasie konkretisieren, vor den Augen der Zuschauer privatisieren, zu-machen. Als junger Schauspieler habe ich einmal von einem Fernsehregisseur den Ausdruck großer Erregung abgefordert bekommen. Er sagte: "Kannst du über der Oberlippe links ganz wenig zucken, das sagt schon alles." Es stimmte, es ist auch ein handwerklicher Vorgang.

Frage : Ist das als Technik beherrschbar, für einen bestimmten Ausdruck einen Muskel anzuspannen?

Treusch : Du kannst nicht zucken, indem du dir sagst, dieser Körperteil soll das an folgender Textstelle tun. So geht es nicht. Du mußt eine Konzentration entwickeln, auf die Figur und auf dich selbst. Du mußt sie so weit treiben, daß das ganze Gebäude der Figur in dir entsteht, und nur

die von dir ausgewählten Teile nach außen dringen. Aber das Gebäude muß dasein. (Übrigens ist das das Anstrengendste am Filmgeschäft: in jedem Augenblick abrufbar und dann hundert Prozent konzentriert zu sein, egal ob halb neun morgens oder halb sieben abends, immer.)

Es gibt Schauspieler, die auf der Bühne grandios sind, und im Film machen sie immer ein bißchen viel. Es sind zwei Berufe, Schauspieler im Theater und im Film. So wie ein Bauschreiner, der Dachstühle baut, und ein Schreiner, der Schränke herstellt, zwei verschiedene Berufe sind, obwohl sie beide Schreiner heißen.

Frage : Ist der Unterschied zwischen beidem noch genauer zu fassen? Sind es nur unterschiedliche Formen des Realisierens: erhöhte Konzentration, verstärkte Einfühlung und ständiges Präsentsein der Rolle im Kopf, egal welchen Teil der gesamten Geschichte man gerade spielt, auf der einen Seite — und auf der anderen Seite das durchgehende Spiel, bei dem sich eine Figur schon in der spielerischen Produktion folgerichtig entwickeln kann?

Treusch : Ich kann da nur Annäherungen versuchen. Die Veräußerlichung auf dem Theater betreibt der Schauspieler selbst nicht ganz ohne Hilfe von Arrangement, Timing, Bühnenbild und Kollegen, im Film macht sie die Kamera und was ihr technisch folgt im Produktionsablauf. Unser Beruf treibt Gefühle, Gedanken, innere Bewegungen nach außen. Im Theater handle ich im Bewußtsein von 600 oder 1000 anwesenden Zuschauern. Ich vergrößere, weil ich viele im Saal erreichen will. Diese Vergrößerung betreibt im Film die Kamera. Sie emotionalisiert, ja sie fixiert eine Emotion da, wo der Regisseur es will. Im Theater lasse ich mich auf Lebende, auf Anwesende ein. Im Film immer auf abwesende, nur potentielle Zuschauer. Die Kamera lebt, mechanisch und technisch, und noch immer von einem Menschen bewegt, — aber jeden Drehtag muß ich mir das neu bewußt machen. Ich muß mich jedesmal zu diesem Akt, zu diesem Liebesakt mit der Kamera gewaltsam überreden. Ich kann sie ja nicht streicheln. Wenn ich später meinen überdimensionalen Kopf auf der Leinwand sehe, sage ich mir, Mensch, so habe ich mir ja selber noch nie ins Gesicht geguckt wie die Kamera mir da gerade ins Gesicht guckt. Das ist ein überraschender, toller, manchmal Angst einflößender Moment. Aber das geschieht erst im Nachhinein. Im Augenblick des Produzierens ist es wirklich so etwas wie Selbstaufgabe. Ich möchte das nicht überstrapazieren, aber es ist wirklich fast wie in einem sexuellen Akt, indem man im Moment nicht genau weiß, was man in ihm zurückbekommt.

Die Unnatur und das Natürliche

Frage : Wie ist das eigentlich mit dem, was in den Medien unter der Kategorie der Natürlichkeit und der Glaubwürdigkeit beim Darstellen und

Spielen gefaßt wird? Wie kommt es, daß uns zu einem bestimmten Zeitpunkt etwas als 'theatralisch', 'pathetisch' erscheint, und man den Eindruck hat, es müsse doch alles ganz anders sein, die Realität sei doch auch anders?

Treusch : Eigentlich ist doch beim Schauspielen alles unnatürlich. In dem Moment, wo ich andere Texte als von mir im selben Augenblick erfundene in den Mund nehme, habe ich eine Kunstfigur im Kopf. Das muß notwendig wider meine Natur sein. Trotzdem wird von allen an der Produktion Beteiligten (von Kamera, Requisite, Licht, Regie, Schauspielerei, Kostüm) so gearbeitet, als wäre das, was dort hergestellt wird, Natur. Es wird der Anschein von Natur erweckt, ob im 17. Jahrhundert oder im 20., ob im »Tatort« (der absoluten Naturalismus-Serie) oder im Simmel (ohne Prädikat). Ich habe in einem Schimanski-Tatort einen Weißkittelgangster gespielt, der Industriegifte in den Rhein schütten ließ. Ich spielte ihn hintergründig: Das gefiel mir nicht, als ich den Film sah. Das war nicht genau gespielt. Und die Rolle 'sein' konnte ich aus verstehbaren Gründen auch nicht. Aber als ich mit offenen Augen tot die Zunge heraushängen ließ und nicht zuckte, als die Kamera an mir vorbeifuhr, da war ich (weil tot, weil kalt) endlich in einer Szene gut.

Frage : Der Anschein von Natur aber ist etwas, was im Kopf der Zuschauer sich realisiert. Also das Spiel muß sich an den Erwartungen und Auffassungen der Zuschauer, was ihnen glaubwürdig, was für sie Natur ist, messen lassen.

Treusch : Vielleicht muß man unterscheiden zwischen trivialen Themen mit dem Anschein einer im Leben auch so möglichen Fabel und ganz anderen Filmen, die eine neue Phantasiekonstruktion versuchen. Wenn ein Film den Zuschauer 'in seinem Alltag abholt', ihn glauben macht, eine solche Geschichte schon mal erlebt zu haben oder gleich erleben zu können, dann fordert der Zuschauer diesem Film größte (scheinbare) Natürlichkeit ab. Er will die Figuren nah an sich heranziehen können. Solche Filme überleben lange. Mir geht das so bei vielen der vierziger und fünfziger Jahre. Es sind Filme, die Gefühle sehr eindimensional behandeln. Die Figuren arbeiten zum großen Teil nicht mit Brüchen, wie sie im Leben vorkommen, sondern sie bleiben auf *einer* emotionalen Schiene — und auf der mit dem Anspruch des Quasi-Natürlichen. Ich könnte auch sagen: Es wird viel gesülzt. Das Natürliche ist 'natürlich' gelogen, ist Konstruktion, weil die Brüche, die in uns sind, überdeckt werden.

Ein gutes Beispiel: Der Film »Endstation Sehnsucht« mit Vivien Leigh und Marlon Brando. Beide spielen absolut eindimensionale Figuren. Das geht nur im Film, auf dem Theater könnten sie so gar nicht gespielt werden. Aber durch diese Spielweise im Film kommt man ganz nah an sie heran, ihre schauspielerische Aufgabe ist auch eine im Vergleich einfachere. Sie sind in ihrem Spiel scheinbar ganz natürlich und sind in die-

ser Hermetik zugleich ganz unnatürlich. Denn so eindimensional ist kein Mensch. Doch aus ihrer eindimensionalen Spielweise und der platten Gegenüberstellung zweier extremer Charaktere entsteht die Spannung des Films. Viele Nuancen (Brüche) 'erspielt' die Nahaufnahme. Brando erscheint vielschichtiger; aber das ist nicht sein Spiel, nicht einmal eine raffinierte Kamera, sondern (siehe oben) Brandos Aura, Brandos widersprüchliche private Geschichte.

Gibt es eine neue Spielweise in den achtziger Jahren?

Frage : Ist das, was du da formulierst, nicht eine veränderte, eine neue Auffassung vom Spielen? Ich glaube, daß die Frage nach der Natürlichkeit vor zehn Jahren ganz anders beantwortet worden wäre, etwa daß es auf den Realismus, auf eine Annäherung an eine Abbildhaftigkeit mit sehr viel stärkerer Linearität und kausaler Motivation und Entwicklung im Darstellen ankäme. Heute wird sehr viel stärker die Realität in den Widersprüchen und Brüchen im Verhalten gesehen. Hier scheint doch seit einigen Jahren eine Entwicklung in Gang gekommen zu sein, etwa wenn man jetzt auch stärker wieder Genet spielt, stärker Emotionen thematisiert.

Treusch : Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre gab es in einigen deutschen Städten das politische Theater. Aufklärerisch. In's Kino kamen die Godard-Filme, die heute wie historische Reminiszenzen wirken, uns emotional nicht mehr so stark berühren. Ich denke an den damals aufwühlenden Film »La Chinoise«, den ich vor kurzem wieder sah. Das Theater hatte etwa ab 73/74 eine Phase starker Bebilderung, dann eine (und in der sind wir noch) des expressiven, auf Einzelne abgestellten Schauspielertheaters. Vielleicht ist das eine neue Form der Innerlichkeit, wobei ich damit nicht eine neue Emigration nach innen meine. Diese neue Innerlichkeit können wir in fast allen politischen Bewegungen der Bundesrepublik sehen: etwa in dem Sinne, daß man wieder mehr Mensch 'im Detail' sein muß. Das Denken in den großen Zusammenhängen hat uns nur bis zu einem bestimmten Punkt gebracht. Jetzt kommt es wieder mehr auf das Individuum an, auf dessen Gefühle, dessen Vorstellungen, dessen Denken und Handeln. Ich merke das an Gesprächen mit sehr jungen Zuschauern, meinem Sohn zum Beispiel, wenn der über Kino redet. Sie wollen wieder die großen Gefühle vorgeführt haben, die abhanden gekommen zu sein scheinen, aber nur scheinen. Wo wir uns früher ein Gedicht abgequatscht haben, gehen die ins Kino, haben dort starke Emotionen, ausgelöst durch das Gefühlsangebot derer, die sie dort sehen. Ob das eine 'Tendenzwende' ist oder eine Spirale von außen nach innen — und man sich schon wieder fragen kann, wann geht es wieder nach außen — will ich nicht beurteilen.

Frage : Vielleicht entsteht auch gerade durch unsere gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse ein größeres Bedürfnis nach Emotionsdar-

stellung. "Wildes Kino" ist ja ein Stichwort. Es geht nicht mehr um das langsame Entwickeln von Gefühlen, sondern um das abrupte Zeigen, das Umbrechen im Zeigen von Verhaltensweisen. Das Vermitteln und Motivieren von Gefühlen ist weniger gefragt.

Treusch : Ich habe in den letzten Jahren einige Drehbücher gelesen, die handelten alle von Dreiecks- oder Vierecksverhältnissen, hatten zum Thema, wie sensibel und wie gewalttätig gehen Menschen miteinander um. Man könnte sagen, das waren Geschichten von 'Beziehungskisten'. Ich frage mich auch bei einigen Theaterstücken, die wieder auf die Bühne kommen (»Wer hat Angst vor Virginia Woolf« oder der ganze Osborne), und eben bei Filmen von jetzt: Wird da nicht bloß reagiert auf etwas, was latent oder offen gerade in der Gesellschaft passiert? Anstatt daß ein völlig neuer Entwurf gegen diese Gesellschaft gesetzt wird, in dem diese Gebrochenheit heutiger Gefühlsproduktion dargestellt und vermittelt wird. Die meisten Entwürfe, die in Umlauf sind, verpacken das Problem in kleinen Modellen und spekulieren auf die Wahrscheinlichkeit, daß das, was sie zeigen, so auch im Alltag vorkommen könnte. Oder anders gesagt: In ein Modell der Wirklichkeit packt man das Interesse, etwas aufzuzeigen, um es zu verändern, mit rein. Nicht umgekehrt wird vorgegangen: Ich habe ein Interesse, die Wirklichkeit zu verändern, und unter diesem Aspekt suche ich mir jetzt ein Modell.

Ein Beispiel: Wir haben mit Hans Neuenfels Kleists »Familie Schroffenstein« gedreht. Kleist erzählt die Verwirrung der Gefühle zweier von ihren verwandten Familien terrorisierten Kinder. Die Kinder tauschen, um sich zu vereinen und zu überleben, ihre Kleider und weit mehr als das. Die aufgebrachten Eltern machen jeweils das eigene Kind hin, weil sie den Gegner treffen wollen. Das Drehbuch mit dem beziehungsreichen Titel »Die Familie oder Schroffenstein« gibt das Thema neu vor: Mord und Totschlag beginnt in der kleinsten Zelle, der Familie. Faszinierend, wie in dieser Gefühlsproduktion und Gefühlskälte der beiden Familien gegeneinander die Verwirrung, das Chaos und der Mord ausbrechen.

Das zu erzählen ist wichtig. Aber muß man dazu dies Stück nehmen, das vor ungefähr 200 Jahren spielt? Auch wenn wir es kurz vor den Ausbruch des ersten Weltkrieges transportiert haben, bleibt es eine Binnenbeschreibung, wo viel mehr zu beschreiben wäre. Die dahinter stehende Vorstellung, daß wir zeigen sollten, wie die ganze Gesellschaft immer wieder auf Mord und Totschlag drängt, wird nicht deutlich. Vielleicht ist es ja auch falsch, dies offensiv auszubreiten, — ich bin da unsicher.

Frage : Auf das Spielen bezogen fällt mir da der Gegensatz zwischen dem eher ausstellenden und dem 'dramatischen' Spielen ein.

Treusch : Ich inszenierte vor einiger Zeit »Furcht und Elend des Dritten Reichs«. Brecht hat das eindeutig didaktisch geschrieben. Was taten

wir? Wir unterliefen den Brecht, weil wir ihn quasi re-naturalisiert haben. Ob das aufgeht, weiß ich nicht. Aber ich bin auch nicht sicher, ob ich das Vorgezeigte glauben würde, wenn die Vorsätzlichkeit jeden Moment aus jedem Zentimeter Theater (oder Zelluloid) herausgucken würde.

Frage : Ich meine damit nicht nur die Vorsätzlichkeit, sondern daß auch in die Spielweise eine gewisse Distanz mithineinkommt, die Reflexion über die Figur mitgespielt wird. Mir ist das bei Kluges »Macht der Gefühle« aufgefallen, daß, wenn man einen Film über Gefühle macht, sie im Zuschauer nicht mehr entstehen können, sondern daß sie in dem Augenblick auch schon kaputt sind. Gefühle können im Zuschauer immer nur 'unmittelbar', nicht gleichzeitig auch reflektierend angesprochen werden. Vielleicht ändern sich da auch in einer historischen Entwicklung die Zuschauerbedürfnisse, vielleicht haben wir zur Zeit wieder ein verstärktes Bedürfnis nach Gefühlsdarstellungen?

Treusch : Das ist grundsätzlich zu sehen. Unsere Emotionsbereitschaft wird ja permanent abgetötet, nicht nur durch Fernsehbilder, sondern mehr noch, wenn ich durch Straßen gehe, in einem Geschäft einkaufe oder in einer Behörde bin. Da entwickelt man ein Bedürfnis, sich emotional abzuladen, sprich: man wird wütend und man kann es nicht ausagieren. Bei Kluges Film fand ich Momente stark, in denen ich ein starkes Gefühl hatte. Mir waren Momente egal, in denen dieses starke Gefühl bei mir nicht entstand. Und jetzt wieder aufs Spielen in meinem Beruf bezogen: Theaterspielen macht Spaß, weil man in jedem Moment extreme Gefühle bei sich mobilisiert, und Film und Fernsehen machen Spaß, weil man extreme Gefühle sieht, obwohl man sie gar nicht so extrem produziert hat. Die Vergrößerung der Gefühle produziert das Medium.

Die Arbeit im Radio — Abstraktion vom Körper und Hingabe an das Mikro

Treusch : Beim Hörfunk stellt man sich übrigens wirklich jemanden vor, mit dem man über das Mikro, das man vor dem Mund hat, spricht. Das ist ein sehr sinnlicher Vorgang, wie Ins-Ohr-Flüstern. Aber die Arbeit ist anstrengend, weil du die Dreidimensionalität des Menschen nicht ausagieren kannst. Die körperliche Bewegung fällt größtenteils weg, denn sonst wären alle privaten Geräusche wie Anzugknistern zu hören. Oboe-Spieler haben eine ungeheure Luftsäule im Kopf und in der Lunge, aber ein ganz kleines Mundstück, und in das wird nur ein winziger Teil der angestauten Luft abgegeben. Viele sind Stotterer deshalb. Auch der Sprecher gibt nur einen Teil ins Mikro ab. Aber die Tätigkeit ist geil, genauso wie die Arbeit mit der Kamera.

Frage : Diese Vorstellung, daß man über das Mikrofon jemanden ganz speziell anspricht, ist ja eine alte Hörspielauffassung, die das Hörspiel

als ein Zwiegespräch mit dem Hörer definiert hat.

Treusch : Mit einem befreundeten Regisseur beim Hessischen Rundfunk habe ich Absprachen getroffen. Bei besonders hochgestochenen Features fragte ich ihn, ob ich sie für die wunderbaren älteren Damen lesen solle, die sonntags um halb zehn ihr Radio anmachen. Er sagte, ja, so versteht es vielleicht jemand in der Literatursendung am Freitag um 22 Uhr. Ich habe mir wegen der Verständlichkeit dieses andere Zielpublikum vorgestellt.

Ein Beispiel aus der Synchronarbeit: Einer der besten deutschen Sprecher, Christian Brückner, spricht den Robert de Niro. Nun weiß man, daß sich de Niro in seinen Rollen auch äußerlich verwandelt, er geht eine Symbiose mit der Figur ein, wird dick oder dünn, latscht auch privat wie seine Rolle durch Hollywood. Er sieht jedesmal anders aus. Das Verrückte ist, daß die Stimme Brückners diese Symbiose mitmacht. Das Spezialorgan Stimme ersetzt fast den Körper.

Frage : Du hast die Arbeit mit dem Mikro mit der Arbeit vor der Kamera verglichen.

Treusch : Das ist ein ähnlicher Vorgang. Aber da beim Radio die dritte Dimension des menschlichen Agierens wegfällt, bleibt der Vorgang abstrakt und macht dich beim Produzieren ungeheuer kalt. Du merkst, daß du manipulieren kannst. Es gibt Sprecher, die können geradezu alles produzieren, man glaubt ihnen auch alles, denn man sieht sie ja nicht dabei.

Die scheinbare Spontaneität der langen Rede vor der Fernsehkamera

Frage : Führt diese Abspaltung nicht zu einer qualitativen Veränderung des Restes, mit dem man im Medium arbeitet?

Treusch : Ja, in der Form von Fehlern. Beispiel 1: Als das Fernsehen in seine Moderatorenphase kam, etwa 1962, haben Moderatoren an die Wand zuhause eine Briefmarke oder ähnliches geklebt und dann dorthin gesprochen, um einen Fixpunkt zu haben und den sauberen Blick zu üben. Sie müssen in die Kamera gucken und sollen nicht mit den Augen hin- und herirren. Ich habe dann die Schauspieler in drei Kategorien eingeteilt; in die, die sich einen Tausendmarkschein an die Wand geklebt haben und immer draufstarren, wenn sie spielen, die, die immer gucken, ob da nicht doch fünfhundert draufsteht, die gucken schon interessanter, und die guten Schauspieler, die vergessen, daß da ein Schein hängt, sie gucken eher nach innen oder auf den Partner. In jedem Fall ist der interessante Blick gefragt.

Beispiel 2: In einer ZDF-Matinee habe ich vor 6 Jahren einen 14 Minuten langen Monolog auswendig und ohne Schnitt in die Kamera sprechen müssen. Das war das Schlimmste, was ich bisher in diesem Beruf gemacht habe und das letzte Mal. Eine Verständigungsprobe, dann Aufnahme: immer in die Kamera, in die Linse blicken — und da ist niemand. Ich habe Halluzinationen gehabt, ich habe gedacht, ich sehe den Kameramann (der einzige, der noch im Studio war) durch die Kamera hindurch. Hinterher habe ich gezittert wie nach einem schweren Autounfall. Das alles, obwohl das elektronische Schneiden längst entwickelt ist. Es sollte Spontaneität suggeriert werden. Ein Freund sagte später, da sitzt man nichtsahnend sonntags beim Frühstück, und du guckst einem schon wieder die ganze Zeit zu.

Frage : Im allgemeinen bemerkt man es doch an der Bewegung der Augen, wenn jemand einen Text abliest.

Treusch : Viele Fernsehsprecher und Moderatoren haben heute einen Apparat mit laufender Schrift, in den die Kamera eingebaut ist. Sie können also beim Lesen in die Kamera und damit den Zuschauer angucken. Wenn ein schwieriges Wort kommt, schauen sie einmal kurz auf ihr Papier, weil sie wissen, kein Zuschauer glaubt, daß man das behalten kann, und danach sind sie wieder fünf Sätze lang oben in der Kamera. Du fragst dich als Zuschauer, Mensch, wie kann der das behalten, der weiß doch die Nachrichten auch erst eine halbe Stunde.

Theater als Regeneration oder Schauspieler-TÜV

Frage : Du spielst Theater, im Film, sprichst im Funk, wie ist das mit dem Wechsel zwischen den Medien? Entsteht z.B. nach einem Film bei dir wieder das Bedürfnis, im Theater zu regenerieren?

Treusch : Bei mir ist das so, ja. Auch bei anderen, z.B. bei der Trisenaar und auch bei der Domröse, mit denen ich spielte. Das ist aber kein Sanatoriumseffekt, daß ich etwa sage, in diesem Sanatorium Theater blute ich mal wieder völlig durch, oder: ich geh mal wieder zum TÜV auf die Bühne. Theater ist die die Gesamtperson ergreifendere Produktionsweise. Man kann acht Wochen eine Figur entwickeln und ausprobieren. Da kommt man mit Sicherheit auf etwas anderes, als wenn man mit fertig gelerntem Text zu einem Drehtag geht, zwei kurze Proben, dann Einleuchten, dann Drehen, vielleicht dreimal das Szenchen, aber abends ist die Szene vergessen, 'gestorben' heißt es bezeichnenderweise, und alles ist bei mir auch wirklich vergessen. Beim Film und beim Fernsehen ist man auf den Tag hin und am Tag selbst ungeheuer konzentriert, der Text sitzt; aber wenn man ihn mir am nächsten Tag abverlangen würde, ich müßte neu lernen. Im Fachjargon: "Das haben wir im Kasten." (Kannst du getrost nach Hause tragen, aber wer trägt wohin. "Kannst du vergessen": Wer vergißt, da es doch aufbewahrt werden soll?)

Frage : Entwickelt sich die Figur, die du spielst, während der verschiedenen Aufführungen in einer Spielzeit noch weiter?

Treusch : Ja, ohne daß sich das Regiekonzept dabei verändert. Minetti hat in einem Beitrag für »theater heute« davon gesprochen, daß er diesen Phantasieanreiz der Variation und Veränderung braucht, um über längere Zeit eine Figur spielen zu können. Das ist ein wichtiges Moment. Im Theater kannst du während der Vorstellung eine Rolle, dein Umgehen mit ihr, deine Variationen beim Spielen selbst überprüfen. Ich versuche, mir beim Theater den live-Status zu erhalten, und schaue mir vor der Aufführung den Text nicht noch einmal an, auch wenn das Stück bis zu vier Wochen nicht gespielt wurde. Das ist Risiko. Live.

Frage : Was ist die Spannung des live-Spiels?

Treusch : Es gab eine Fernsehsendung »Spielraum« im ZDF, mit Spielszenen und Studiodiskussion, an die sich wieder eine Szene anschloß. Ich habe mitgemacht, weil diese live-Sendung eine wichtige Erfahrung in unserem Beruf war. Bereits vor der ersten Spielszene, die perfekt probiert live über den Sender ging, gab es einen heißen Diskussionsteil. Natürlich lud sich jedes Wort, das ich dann sprach, mit zusätzlichen Inhalten auf. Die Diskussion kochte höher, die zweite Szene hätte eigentlich ganz neu geschrieben werden müssen nach dem Stand der Ereignisse. Ich sprach denselben Text, machte dieselben einstudierten Gänge, nur die ganze Szene wurde anders gespielt. Das in der Diskussion Gesagte veränderte jeden Zungenschlag. Deshalb plädiere ich seit Jahren für live-Fernsehspiel.

Die Leute gehen doch deshalb ins Theater oder in den Zirkus, weil sie hoffen, daß jemand abstürzt, daß jemand schwitzt, hustet, sich verspricht oder stolpert. Das ist aus dem Fernsehen alles raus; das gibts nur noch ganz selten bei Politik (da sitzen sie schon ausgewogen am Tisch) oder Sport (bleibt ja außer der Werbung ganz allgemein). Alles andere könnte zensiert werden müssen, also muß man die Chance haben, vor der Erstaussstrahlung zu schneiden. Schließlich soll der Clown stolpern, nicht der Zirkus- bzw. Fernsehndirektor.

Ich wünsche mir eine live-Produktion mit Risiko. Nicht die Fernsehfassung von Kipphardts »Das Protokoll«, das Eichmann-Verhör, wo alles getürkt war von den spontanen Zurufen der Zuschauer an, die alle inszeniert waren — ich kannte die unter den live-Zuschauern sitzenden Kollegen — bis zum Abbrechen des Spiels durch den Schauspieler Kreindl, der sagte, er könne jetzt nicht mehr. Das war eine Sauerei, weil der Zuschauer zuhause vollends um sich selbst betrogen wurde. Er durfte gar nicht mehr anwesend sein, er wurde gleich in der Inszenierung mitgespielt. Laßt ihm doch die Chance, *er* ist wirklich live.

Ist die Ware Schauspieler der wahre Schauspieler

Treusch : Der Schauspieler ist die Ware, habe ich zu Beginn behauptet. Das muß er begreifen, nicht beklagen. Die Frage ist, wie produziert er diese Ware; mit welchen Mitteln und zwischen welchen Polen in der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Hans Platschek zitiert in seinem Aufsatz »Das wahre Leben« (DEBATTE 1/87) den Maler Robert Rauschenberg: Kunst und Leben... er (Rauschenberg) bemühe sich tätig zu werden in der Kluft zwischen beiden.

Ich beklage nicht diese Kluft, sie ist mein Arbeitsgebiet. Daß ich mir dies bewußt mache, wird mir sowohl von Ideologen der Kunst wie von Ideologen des Lebens übelgenommen. Da wird mir eine Trennung von Bauch und Kopf vorgeworfen. Dabei habe ich sie mir als zwei verschiedene Teile meines Körpers bewußt gemacht, um sie zusammenzudenken. Und für meine Gegner muß ich hinzufügen: ich will sie zusammenfühlen. Heinrich Mann hat böse angemerkt: Wer den Geist nicht trägt, beruft sich aufs Blut.

Das Gespräch führte Dr. Knut Hickethier

Die Frage nach dem gesellschaftlichen Interesse ist zweifellos die fruchtbarste für die Literatur, und ich finde es wohltuend und ermutigend, daß sie immer wieder gestellt wird. Dies kommt mir nicht von ungefähr in den Sinn. Ich habe es mit der Buttermilch eingesogen in den Hungerjahren. Glückliche Umstände, die mich bildeten, unter denen auch der abstrakte Begriff, mangels greifbarer Dinge, materielle Wucht bekam. Die Gesellschaft, ein armes, aber gesprächiges Luder, saß immer mit am Tisch (wie jetzt am Schreibtisch), sie verlangte, daß man an sich selbst dachte; es wurde nur problematisch, wo sie einem das Denken abnahm. Da stimmte dann alles in der Stube überein, nur man stand draußen. Aber ich verplaudere mich. Die Literatur ist eine Angelegenheit des Volkes, sagt Kafka. Es lebt, genauer: es lebe die Übereinstimmung der politischen und gesellschaftlichen Interessen, ich erkläre mich damit einverstanden.

Volker Braun

Michael Schneider *

Ketzerische Betrachtungen

über den gegenwärtigen Literaturbetrieb, die Herren der kritischen Zunft und die Säulenheiligen des Feuilletons

Festival der Bücher

"Die Buchdruckkunst... ist, meiner Meinung nach, eine der dreckigsten Erfindungen der Menschheit. Ein Buch ist etwas wesentlich Organisches, es ist ein Teil unserer selbst. Wir haben uns ein paar Eingeweide aus dem Bauch gerissen, die wir den Bürgern darbieten. Man kann die Tropfen unseres Herzblutes in den Buchstaben unserer Handschrift sehen. Doch wenn es erst einmal gedruckt ist, gute Nacht! Es gehört allen! Die Menge trampelt über unseren Körper! Es ist Prostitution, und zwar die vollendetste und gemeinste! Doch es ist nun einmal eine überkommene Vorstellung, daß das sehr schön ist, es dagegen aber schändlich ist, seinen Körper für zehn Francs herzugeben. Amen!" Das schrieb Gustave Flaubert in einem Brief vom 11. Januar 1859 an Ernest Feydeau. — Flaubert kann seinem Schöpfer danken, daß ihm die Erfahrung jener alljährlichen Massenprostitution, die sich »Frankfurter Buchmesse« und neuerdings sogar »Festival der Bücher« nennt, erspart geblieben ist. Amen!

Fast food

Altes raus! Neues rein! heißt die Parole in der literarischen wie in der Textilbranche. Der Literaturbetrieb ist zur Dependence desselben Novitätenkarussells geworden, das wir tagtäglich in den Supermärkten und Kaufhäusern rotieren sehen; darin überleben nur noch die Schnell- und die Vielschreiber. Der Markt hat kein Gedächtnis und verurteilt die Literatur — jede Art Literatur — heute zur gedächtnislosen Aktualität. Kein Wunder, daß kaum noch literarische Werke von Rang entstehen, sondern fast nur noch kurzlebige Gebrauchsgüter, die kaum mehr die durchschnittliche Lebensdauer einer Waschmaschine erreichen. Der Überdruß ist der absolute Souverän unserer Kultur geworden, und selbst die gründlichste Wahrheit, die bewährteste Ästhetik ist heute dazu verurteilt, eine 'Welle' von kurzer Dauer zu sein.

Das Lob aus dem Munde eines bekannten Literaturkritikers hat mir unlängst einen wahren Schock versetzt. In aller Unschuld pries er mein letztes

Buch als das "Unterhaltsamste und Interessanteste" an, "was in den letzten Wochen zu lesen war". Womöglich, dachte ich erschrocken, wird er über mein nächstes Buch schreiben: "Das Unterhaltsamste und Interessanteste, was in den letzten Tagen zu lesen war". — Frage an die Herren der kritischen Zunft: Sind wir Schriftsteller dazu da, einem literarischen Fast-food-Betrieb das Futter zu liefern und für ein paar Stunden, vielleicht nur noch für ein paar Minuten — denn wer liest heute ein Buch noch ganz durch? — den Gaumen von Leuten zu kitzeln, die schneller konsumieren als sie verdauen können? — Natürlich ist es auch unsere eigene Schuld. Was haben wir auch für eine Eile, die Mieter zu rufen, noch bevor das Dach des Hauses fertig ist! Wo sind die Schriftsteller, die den Rat des Horaz, daß man sein Werk neun Jahre lang geheimhalten soll, befolgen, bevor man sich entschließt, es zu zeigen?

Etikettenschwindel

Es gibt viele Schriftsteller, die schreiben, ohne zu publizieren; aber leider gibt es noch mehr Schriftsteller, die publizieren, ohne zu schreiben.

Mit den literarischen Qualitätserzeugnissen wird heute der gleiche Etikettenschwindel getrieben wie mit den "garantiert unverzuckerten und hochwertigen Weinen". Was heute, von den Verlagsprospekten und Feuilletons als "absolut neu", "einzigartig" und "unvergleichlich" angepriesen und ausgeschrien wird, entpuppt es sich nicht, bei Lichte besehen, als längst dagewesen? Ist nicht überhaupt alles schon gedacht, gesagt und geschrieben worden? Und der "originale Schriftsteller"? Ist er nicht bloß noch

eine verkaufsträchtige Fiktion, eine Angelegenheit der Sales promotion? Sollten wir nicht endlich bekennen, daß unsere heutige Literatur zu 99 Prozent Reprise und Paraphrase ist? Und daß wir Schriftsteller und Kritiker mehr oder weniger alle Epigonen und Kopisten sind? Zuerst schreiben wir, meist ohne es zu bemerken, bei anderen ab, zuletzt bei uns selber. Mein Vorschlag an die Lektorate: nur noch solche Autoren zu verlegen, die garantiert nichts Neues versprechen!

Lotteriespiel des Marktes

Selbst wenn wir Schriftsteller glauben, im Lotteriespiel des Marktes das große Los gezogen zu haben, selbst wenn die Kritik unser Werk lobt oder gar öffentlich prämiert, was ist solch ein Lob, sind solche Auszeichnungen heute noch wert, da alle Prädikate und Preise einer galoppierenden Inflation unterliegen? Die Lorbeeren, die heute so reichlich verliehen werden, sind, so scheint mir, ein wenig mit Scheiße bedeckt. Bald wird die einzig achtbare Anerkennung eines Schriftstellers darin bestehen, keinen Preis verliehen zu bekommen.

Postmodernistische Dunkelmänner oder: eine Zensur findet doch statt!

Wie Peter Sloterdijk in seinem Buch »Zur Kritik der zynischen Vernunft« ausgeführt hat, ist die Stilisierung der eigenen Misere zum vorherrschenden Gestus unserer Kultur geworden: "Gut situiert und miserabel zugleich, fühlt sich dieses (aufgeklärt zynische) Bewußtsein von keiner Ideologiekritik mehr betroffen. Seine Falschheit

ist bereits reflexiv gefedert... Dem allgemeinen Unglück der Zeit wird keine Suche nach besserem Leben entgegengesetzt, sondern der Versuch, dem gegebenen Unglück die selbstgewollte 'hohe Misere' wie einen souveränen Trumpf entgegenzuhalten."

Angesichts dieses "aufgeklärten falschen", d.h. zynischen Bewußtseins, das sich gerne "postmodern" gibt und im heutigen Kulturbetrieb mit der Gewalt eines Stimmungskartells auftritt, dürfen Schriftsteller bei Strafe, zum Ladenhüter oder vom Betrieb exkommuniziert zu werden, keine Romane oder Stücke mehr schreiben, die noch ein wie immer geartetes "Prinzip Hoffnung" oder eine "konkrete Utopie" zu formulieren wagen. Wer heutzutage nicht an jenem kalten Büffet der Depression Platz nimmt, an dem Weltfrost und Beziehungsfrust als literarisches Ragout fin für den erlesensten Geschmack serviert werden, wer seinen Roman, sein Stück oder sein Gedicht nicht mit jenem schwarzen Trauerband versieht, der unsere Feuilletonisten zu einem neuen Nekrolog über die "Sinnlosigkeit der Geschichte", das "Ende der Aufklärung" oder die "Ausweglosigkeit der menschlichen Beziehungen" inspiriert, der wird gegenwärtig kaum reüssieren. An den Grund der zeitgenössischen Depression zu rühren und ihn aufzurühren, den sozialen und psychologischen Kausalnexus wieder sichtbar zu machen, in den die Menschen eingebunden sind, kurzum: die *Veränderbarkeit* der Verhältnisse darzustellen, wie es Brechts großes Thema war, dies gilt in den Kreisen unserer "postmodernen" Schickleria schon wieder als anstößig.

Autoren gar, die sich noch einer Tradition der Aufklärung verpflichtet füh-

len und sich mit der jüngsten deutschen Vergangenheit, mit unserer Wirtschaftsordnung oder mit Problemen der Dritten Welt beschäftigen, werden vom offiziellen Literaturbetrieb in der Regel sehr stiefmütterlich behandelt, wenn nicht geschnitten. Wo immer ein Schriftsteller aus der trüben Seelenprovinz jener (depressiven) Innerlichkeit heraustritt, die inzwischen allein als literaturfähig gilt, wird er von einer gewissen Feuilleton-Maffia sofort zurückgepiffen oder schlecht benotet. Um es mit den Worten von Günter Grass zu sagen: "In der hiesigen intellektuellen Schickleria ist politisches Engagement anrüchig geworden. An dem jetzigen postmodernen Gesäusel kann ich nicht teilnehmen."

Wie man sieht, brauchen wir heute gar keine administrative Zensur mehr wie noch zu Zeiten des preußischen Obrigkeitsstaates. Denn wir haben eine viel wirksamere und raffiniertere Form von Zensur, die als solche gar nicht mehr in Erscheinung tritt: Die anonyme Zensur durch jenen "postmodernistischen", geschichts-, politik- und vernunftfeindlichen Trend, der längst als Schere im Kopf der meisten Literaturproduzenten und -kritiker steckt.

Posthistoire oder das Zeitalter der Tintenfische (dem Literaturkritiker Martin Lüdke gewidmet)

Bekanntlich hüllen sich diese seltsamen Meeresbewohner zwecks besserer Tarnung und Fortbewegung in eine Wolke von Tinte. Da sie ihre Umwelt nur durch einen Tintenschleier hindurch wahrnehmen, erscheint ihnen selbst die reinste Tiefsee als trü-

bes Gewässer. Leider haben diese beklagenswerten Weichtiere kein Bewußtsein davon, daß die Finsternis um sie herum auch und vornehmlich ein Produkt ihrer eigenen Ausscheidung ist.

Botho Strauß und der neue Obskurantismus

Man erinnert sich noch des nahezu ungeteilten Jubels, mit dem Botho Strauß' »Paare Passanten« vom deutschen Feuilleton aufgenommen wurde. Joachim Kaiser sprach in der »Süddeutschen Zeitung« von einem "historischen Datum der Literatur" und begründete seine Emphase u.a. damit, daß Strauß über das diskursiv-dialektische Denken der Frankfurter Schule weit hinausgehe. Nicht von ungefähr wurde keine Bemerkung aus diesem Buch häufiger zitiert und umfänglicher kommentiert als Botho Strauß' (damals noch verschämt in Klammern gesetzte) Absage an das dialektische Denken: "(Ohne Dialektik denken wir auf Anhieb dümm; aber es muß sein: ohne sie!)" Botho Strauß' Ehrgeiz, durch den Verzicht auf Dialektik dümm zu werden, kommt einem obskurantistisch verdunkelten Zeitgeist entgegen und bewährte sich schon in den geschichtsphilosophischen und politischen Betrachtungen von »Paare Passanten«. Wenn gesellschaftliche und historische Prozesse nicht mehr in ihren Widersprüchen reflektiert werden, landet man früher oder später im ontologisch-mystischen Geraune, etwa der Art: "Da, wo der Seinskopf unfählich sich erhebt, schrecklich blickt und wieder abtaucht, da ist jetzt noch das Unsere."

Inzwischen hat Botho Strauß aus der neu gewonnenen "Dummheit", die

ihm der Verzicht auf die Dialektik eingetragen hat, sogar ein poetologisches Prinzip gemacht. In seiner jüngsten Elegie »Die Erinnerung an einen, der nur einen Tag zu Gast war« (die den Literaturkritiker Peter Hammineine solche Verückung versetzte, daß es selbst dem ZEIT-Feuilleton zuviel wurde und Rolf Michaelis sich zu einer kritischen Replik gerötigt sah) erleben wir das Umkippen eines seiner selbst überdrüssigen skeptizistischen Intellekts in die totale Affirmation und in die parareligiöse Verkündigung — einen Prozeß, den man auch in den jüngsten Produktionen Peter Handkes beobachten kann. Offen und "inbrünstig" plädiert Strauß nun für die Austreibung des Intellekts: "Ah, nicht wissen möcht' ich, sondern erklingen. Versaitet bis unter die Milz." Vergleicht man das schwülstige, jungmännlich verschwärmte Pathos dieser Elegie mit dem negativistischen und oftmals denunziatorischen Blick auf die Menschen, der in seinen früheren Theater- und Prosastücken vorherrschte, könnte man meinen, Strauß habe inzwischen eine Ganzheitstherapie, eine Art "reversing" durchgemacht, die ihn zum empfänglichen "Gefäß" für die Botschaft eines (nicht näher benannten) Gurus aufbereitet hat. Seit ihm "zustieß von allen/ das unverhoffteste Wort: Kelch-schaft", scheint der Dichter von allen guten kritischen (und selbstkritischen) Geistern verlassen. Denn nur dem mit "Leer-Geist" erfüllten Menschen, der "verständnislos zufrieden" geworden ist, wird die Welt wieder zulächeln. Botho Strauß hat seine von Weltekel geschwärzte Linse über Nacht gleichsam gegen die rosarote Brille vertauscht, mit der alles sich "löste in freundliches Sehen". Sein plötzlich ausgebrochener Hunger nach Naivität, Identität und unbeding-

ter Bejahung führt den Dichter ästhetisch nicht nur zum Schwulst und zum sakralen Kitsch, sondern auch in äußerst anrühige ideologische Zonen zurück. Die parareligiösen Heilsbegriffe dieser Elegie wie "Schöpfung", "Inbrunst", "Verwünschung", "Kelch-schaft" und "Ursprung in Gott" gehen mit altdeutschen Heils- und Ordnungsbegriffen wie "Bildung", "Pflicht" und "Opfermut" ein nicht ungefährliches Amalgam ein. Was etwa soll man von Zeilen wie diesen halten: "Denn es zählt/ eines Mannes Haltung, nicht sein Gefühl./ Nicht was ihn ausschließt, sondern was ihn einberaumt."?

Nachdem Strauß die alten Vernunft- und Aufklärungsbegriffe über Bord gekippt hat, hält er sein "sacrificium intellectus", seine Hinwendung zum Mystischen, Kultischen und Okkulten, zum Jungmännlichen und Altdeutschen für etwas absolut Neues und Originäres. Welch tragische Ironie! Scheint dieser einstige Sohn der Frankfurter Schule doch nicht zu bemerken, daß er auf den längst ausgetretenen geistigen Pfaden unserer Väter und Großväter wandelt, die schon einmal im Namen des Mythos den Intellektualismus und Materialismus bekämpft haben und in ihrer halsbrecherischen Sucht nach Naivität, Harmonie und nach einer — endlich! — positiven nationalen Identität dem schaurigsten Verblendungszusammenhang der deutschen Geschichte aufgesessen sind.

Peter Handke und das Volk der Mäuse

Ist es nicht merkwürdig? Vor fünfzehn Jahren gab es hierzulande etliche "Dichter", die ihr hochgestochenes,

vom "bürgerlichen Geniebegriff" des 19. Jahrhunderts abgezogenes Selbstbild in der Öffentlichkeit freiwillig zurückgenommen haben. Bescheiden und in durchaus realistischer Einschätzung ihrer gesellschaftlichen Rolle nannten sie sich fortan "Autoren" und begriffen sich wie andere auch als "arbeitende" Menschen (der schreiben den Zunft). Ein Jahrzehnt später steht der "Dichter" in der weihrauchgeschwängerten Luft des deutschen Feuilletons wieder auf dem Kothurn und darf sich, wie gehabt, als "Seher", "Sänger" und "Priester" seines Volkes aufspielen.

Nach der Musik und der bildenden Kunst ist nun auch die Literatur zum Gegenstand sakraler Verehrung geworden. In einer Zeit, da die Religionen und Ideologien ihre Anziehungskraft verloren haben, scheint die Kunst zur Ersatzreligion zu werden — mit dem Künstler als Priester und Heilspropheten und den Feuilletons als alternativen Bistumsblättern. Davon zeugt u.a. die jüngste Huldigungs-Orgie, die der neue Roman von Peter Handke »Die Wiederholung« bei der Kritik ausgelöst hat. Offenbar haben unsere "kritischen Kritiker" vom Schläge Joachim Kaisers, Martin Lüdkes und Peter von Matts das virulente Bedürfnis, ihren von der Germanistik und Linguistik allzu lange malträtierten Verstand endlich einmal fahrenzulassen und — vergleichbar jenen alternden Bonvivants, die nach jahrelanger erotischer Piraterie sich wieder nach einer reinen, jungfräulichen Liebe sehnen — in den Tempel eines "Dichter-Genius" einzutreten, zu dem sie in brünstiger Verehrung aufblicken dürfen. Handkes salomonische Seelenprosa, die ihre unbestreitbaren poetischen Qualitäten hat — jedenfalls dort, wo sie

noch nicht zur Selbstfeier des Erzählers wird —, verklärt sich ihnen unter der Hand zur "heiligen Schrift", die Wege der Schrift werden zu ebensovielen Wegen des Heils und der Rettung.

Ich möchte den verzückten Jüngern dieser Sprachreligion, die in Peter Handke nun ihren Hohepriester gefunden haben, Kafkas späte Erzählung »Josefine, die Sängerin und das Volk der Mäuse« zur dringenden Therapie empfehlen. In dieser Erzählung, die exemplarisch für Kafkas Sicht auf den Künstler ist, wird der mystifikatorische Künstler- und Geniebegriff, wie er derzeit wieder epidemisch um sich greift, einer radikalen und höchst vernünftigen Kritik unterzogen — und dies von einem Schriftsteller, dem gewiß keiner den Rang des Genies streitig machen wird. Das Volk der Mäuse steht Josefines Gesangkunst zwar durchaus wohlwollend gegenüber und spart nicht mit Applaus. Und doch bleibt es bis zuletzt fraglich, ob Josefines erlesene Gesangkunst nicht bloß eine höhere Art des Pfeifens ist, das heißt, auf einer verliebten Selbsttäuschung und der freundlich-nachsichtigen Projektion ihrer mausgrauen Zuhörerschaft beruht.

"Ist es denn überhaupt Gesang? Ist es nicht vielleicht doch nur ein Pfeifen? Und pfeifen allerdings können wir alle, es ist die eigentliche Kunstfertigkeit unseres Volkes, oder vielmehr gar keine Fertigkeit, sondern eine charakteristische Lebensäußerung. Alle pfeifen wir; aber freilich denkt niemand daran, das als Kunst auszugeben, wir pfeifen, ohne darauf zu achten, ja, ohne es zu merken... Wenn es also wahr wäre, daß Josefine nicht singt, sondern nur pfeift und vielleicht gar, wie es mir wenigstens scheint, über die Grenzen des üblichen Pfeifens kaum hinauskommt — wenn das alles wahr wäre, dann wäre zwar Josefines angebliche Künstler-schaft widerlegt, aber es wäre dann erst recht das Rätsel ihrer großen Wirkung zu lösen."

Wie peinlich, wenn sich herausstellen sollte, daß auch die literarische missa solemnis, die Peter Handke zur Zeit zelebriert und an der mit entblößten Häuptern teilzunehmen uns von seinen feuilletonistischen Meßdienern empfohlen wird, zuletzt nur eine "höhere Art des Pfeifens" gewesen ist!

* vorgetragen bei den Wiesbadener Literaturtagen 23.10.-26.10.86

Wenn man seinen klaren Verstand bewahren und seine Nerven schonen will, muß man sich bei seiner Lektüre Disziplin auferlegen.

Raymond Aron

WRL

Optimierung der Arbeitszeit statt Verkürzung Thesen über Materialismus und Technik II. Teil

Historische Tendenz der Computertechnik

Wenn es richtig ist, daß die zentrale Tendenz des heutigen Umbruchs der Produktivkräfte darin besteht, daß die *herkömmliche Form der Zeitökonomie brüchig wird*, daß die Tendenz der Produktivkraftentwicklung darauf zielt, daß *Einsparung von Arbeitszeit nicht mehr länger das Maß gesellschaftlichen Reichtums* definiert, dann gewinnt die *Computerrevolution ausschlaggebende Bedeutung*. Denn sie ist das *große Vehikel dieses Umbruchs in der Struktur der Produktivkräfte*. Meine These ist, daß der *Streit um neue Rationalisierungskonzepte* Ausdruck dieses revolutionären Umbruchs ist.

Es gehört vielleicht zu den wichtigsten Erkenntnissen vom "Ende der Arbeitsteilung", daß es diesen Streit um die "Produktionskonzepte" gibt. Es ist ein enormer Fortschritt gegenüber "Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein", daß die Rationalisierungsstrategien der Unternehmen in den Mittelpunkt des Interesses rücken und nicht simplifizierend rein negativ beurteilt werden. Ich bestreite allerdings, daß die sich hier auftuenden Widersprüche von Kern/Schumann richtig eingeschätzt werden. Es ist für Außenstehende ohnehin schwer, die in diesem Zusammenhang bestehenden Konflikte, die oft mit Machtinteressen von Abteilungen und Gruppen verwoben sind, zu verstehen. Bei Kern/Schumann jedenfalls werden diese Widersprüche nicht in den Zusammenhang der Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen gestellt, was zu einer letztlich falschen Positionierung der Widersprüche führt.

Die Argumentation in »Ende der Arbeitsteilung« ist nicht konsistent; es gibt zwei sich teilweise widersprechende Argumentationslinien zu den "neuen Produktionskonzepten". Die erste Argumentationslinie, die etwa

bei der Analyse der Automobil- und Chemieindustrie zum Tragen kommt, besagt, daß unter dem Einsatz der "neuen Produktionskonzepte" *bei forciertem Einsatz* neuer Techniken qualifizierte Arbeit entstehe. Die zweite Argumentationslinie, die sich in der Analyse des Werkzeugmaschinenbaus durchsetzt, beruht auf der Annahme, daß der *Verzicht auf weitere Automatisierung* qualifizierte Arbeit garantiere; die "neuen Produktionskonzepte" bestehen hier gerade in dieser Beschränkung. K. Benz-Overhage hat eben diese zweite Argumentationstendenz genutzt, um zu begründen, daß die "Requalifizierung" nur ein Übergangsstadium sei, das mit weiterer Computerisierung wieder überwunden werde und einer neuen Phase der "Enteignung" von Qualifikationen Platz mache. Hier haben die "neuen Produktionskonzepte" endgültig einen restriktiven Charakter: Einschränkung der Automatisierung, Beschränkung der Integration und Vernetzung, fixe Grenzen für den Computereinsatz usw. (Benz-Overhage 1984).

Im Kern beruht diese Argumentation darauf, daß in der *Verdrängung der unmittelbaren Produktionsarbeit* die Enteignung der Facharbeiterqualifikation gesehen wird. Entsprechend wird in den sogenannten technokratisch-bornierten Produktionskonzepten vor allem der Versuch kritisiert, die unmittelbare Produktionsarbeit zu maschinisieren, die Produktion vom traditionellen Facharbeiter unabhängig zu machen. Nach meiner Meinung ist eine solche Argumentation empirisch wie theoretisch bedenklich. Empirisch bedenklich, weil durch diese 'technokratische' Automatisierung die Gruppe der Spezialisten der kaufmännischen und technischen Angestellten zunimmt, theoretisch bedenklich, weil Marx gerade in der Überwindung der unmittelbaren Arbeit den Fortschritt im Charakter der Arbeit gesehen hat.

Aber mehr noch. Der ganze Prozeß der Automation, speziell der Computerrevolution, zeigt, daß hiermit die progressiven Tendenzen der Entwicklung verbunden sind. Der Widerspruch zwischen neu und alt zeigt sich in den 'technokratischen' Produktionskonzepten selbst und nicht im Unterschied zwischen technokratischen und 'empirisch-unideologischen' Tendenzen. Letztere sind nur Ausdruck eines *ökonomisch-bornierten Traditionalismus*, der in kapitalistischen Unternehmen weit verbreitet ist und dessen Funktion wesentlich darin besteht, weitreichende technische Perspektiven durch kleinliches Kostenkalkül zu verhindern. Das mit der Computerrevolution entstehende gigantische Potential zur Entfaltung der Produktivkraft der Arbeit wird durch ein technokratisches Konzept, das die Entwicklung der Persönlichkeit als Produktivkraft negiert, ebenso beschränkt wie durch einen ökonomistischen Traditionalismus, der die Entfaltung der Persönlichkeit mittels neuer Techniken einsperren will in eine Strategie, in der die menschliche Produktivkraft nur Kostenfaktor ist.

Man kann den sich hier auftuenden Widerspruch erkennen, wenn man die Entwicklung des Computereinsatzes in den fortgeschrittenen kapitali-

stischen Ländern verfolgt. In den 60er und auch noch 70er Jahren waren für den EDV-Einsatz *zentrale Großrechner* bestimmend. In allen Bereichen wurden Formulare manuell ausgefüllt und an die Zentrale geschickt. Dort wurden sie in der sogenannten Locherei von Datentypistinnen erfaßt. Batch-orientierte Programme werteten diese sequentiell organisierten Datenbestände aus, indem sie interne und externe Papiere oder neue Dateien erzeugten.

Die *Anwendungsentwicklung*, d. h. die technische Realisierung von Informationssystemen, erfolgte in der *Projektform*, d. h. in der Form zeitlich begrenzter inhaltlich reduzierter Aufgabenstellung unter dem Einfluß einer verengten Produktivitätsphilosophie. Oberster Gesichtspunkt der Rationalisierung war die Reduktion von Arbeitszeit, d. h. die Einsparung von Arbeitskräften.

Die weitere technische Entwicklung führte zu einer Reihe von *Widersprüchen*. Die enorme Steigerung der Rechnerleistung, der Übergang zu Dialogsystemen mit komplexerer Datenhaltung und der Möglichkeit des Zugriffs mehrerer Nutzer auf die gleichen Daten waren einerseits *Ausdruck* des gestiegenen Bedarfs an EDV-Leistung und *bewirkten* andererseits einen enormen Anstieg dieses Bedarfs. Die Anwendungsentwicklung bewegte sich aus technischen und ökonomischen Gründen weiterhin in den alten Bahnen. Mit diesen Methoden der Anwendungsentwicklung konnten die sprunghaft anwachsenden Bedürfnisse der EDV-Anwender nicht befriedigt werden. Es kam zu dem *Anwendungsstau*, der auch heute noch in allen Firmen für den Zustand des EDV-Einsatzes charakteristisch ist.

Jede Anwendungsentwicklung, die auf der Projektform basiert, bewegt sich in Widersprüchen. Die Projektform unterstellt zunächst immer eine *Trennung von Fach- und DV-know how*. Jedes traditionelle EDV-Projekt beruht darauf, daß Probleme einer Fachabteilung gelöst werden sollen bzw. diese Lösung DV-technisch unterstützt werden soll. In der jeweiligen Fachabteilung ist dabei das *Fachwissen* angesiedelt, während das *organisatorische* und *technische* know how an die zentrale DV-Abteilung gebunden ist. Aus dieser Konstellation resultieren eine Reihe von Friktionen, die jede Projektabwicklung stark belasten. Verständigungsprobleme, unterschiedliche Problemhorizonte, differierende Problemlösungsstrategien und anderes mehr verursachen vielfach das komplette oder partielle Scheitern von Projekten.

Jede Anwendung tendiert zur *Weiterentwicklung*. Die Projektform impliziert einen *zeitlichen Abschluß* eines Projektes; eine gewisse Anzahl von Projektphasen wird realisiert, dann ist die 'Entwicklung' zu Ende, der Rest fällt in die Phase der 'Wartung'. Unter verengten Kostengesichtspunkten stellen sich im voraus kalkulierbare Kosten als Bedingungen des Projekterfolges dar. Oft genug sind dabei Gesichtspunkte des laufenden Budgetjahres ausschlaggebend. Projekte müssen in dieser

Zeit abgeschlossen werden, um sie als Erfolge in der Jahresbilanz (des Organisations- oder Fachmanagements) ausweisen zu können. Der Abschluß solcher Projekte ist in aller Regel künstlich. Ständig stellen sich nämlich neue Anforderungen oder ändern sich alte; ständig ändern sich die Bedingungen der Entwicklung sowie die Bedingungen im jeweiligen Fachbereich oder im gesamten Unternehmen. Meist waren die Zeiten zu knapp kalkuliert, und daher konnten nicht alle Anforderungen befriedigt oder zumindest nicht zufriedenstellend befriedigt werden. Daher drängen sich alle Probleme in der 'Wartungsphase' zusammen. Meist wird hier anderes getan als erwartet; es wird oft ein nur formell abgeschlossenes System weiterentwickelt.

Die Projektform unterstellt eine *Sequenz* von Schritten. Nach der Systemanalyse kommt die Systemdefinition, dann der Systementwurf, dann die Programmierung, schließlich Test, Installation und Einführung. Faktisch aber stellt sich in jeder Phase das Problem, an den Spezifikationen einer vorangehenden Phase etwas ändern zu müssen, weil sich Anforderungen geändert haben, weil neue hinzugekommen sind, eingeschlagene Lösungswege sich als problematisch erwiesen usw. Faktisch erfordert die Realisation von Informationssystemen ein *rekursives* Vorgehen, die Projektform impliziert ein sequentielles.

Der *Projekthalt*, d. h. die technischen Anforderungen an die Realisierung von Anwendungssystemen, erfordert die Realisierung von Aufgaben wie Systemanalyse, Anforderungsdefinition, Systementwurf, ehe mit der Programmierung begonnen werden kann. Beim Stand der Software-Entwicklungstechnik in den 70er und auch noch in den 80er Jahren waren diese Aufgaben langwierig, teuer und risikoreich. Sie entschieden aber über den Erfolg der Entwicklung. Zwei Drittel aller gescheiterten Projekte scheiterten aufgrund von Fehlern in diesen Entwicklungsphasen. Die *Projektform* erzwingt, diese Entwicklungsphasen in einem vorher kalkulierbaren engen Zeit- und Kostenrahmen zu halten. Gerade die aufwendigen Phasen sollen künstlich klein gehalten werden. Das führt zu kurzfristiger Kostenersparnis. Langfristig aber führt dies zu vage definierten und schlampig designten Systemen, die endlose Wartungsarbeiten nach sich ziehen und nie voll das leisten, was sie leisten sollen.

Die *Projektform* ist Ausdruck einerseits eines bestimmten *Entwicklungsstands der DV-Techniken*. Bis zum heutigen Tag stehen keine Techniken zur Verfügung, die geeignet wären, die genannten Widersprüche und Friktionen zu vermeiden. Andererseits ist es ein auf kurzfristige und quantitative Gesichtspunkte *verengtes Rationalisierungskonzept*, das die Anwendungsentwicklung in die Projektform zwingt.

Es ist die Computerrevolution selbst, die den heute noch vorherrschenden Einsatz von Computern und die traditionelle Form der Anwendungsentwicklung untergräbt und so das kapitalistische Rationalisierungskon-

zept sowie die Projektform als historisch bedingt erkennbar macht.

Die revolutionäre Entwicklung der *Hardware* geht weiter. Rasante neue Entwicklungen auf dem Gebiet der Rechner-Architektur, der Rechnergeschwindigkeit, der Miniaturisierung, der Speicherkapazität interner und externer Speicher und anderes machen den Einsatz von Rechnerleistung direkt am Arbeitsplatz oder in der Abteilung immer sinnvoller. Durch den anhaltenden Preisverfall für Hardware wird der *dezentrale* Einsatz von *Rechnern* auch möglich.

Durch neue Entwicklungen auf dem Gebiet der *Telekommunikation*, durch Standardisierung der Schnittstellen zwischen Rechnersystemen, der Software für Informationstransfer usw. werden die Voraussetzungen geschaffen, Rechnersysteme miteinander zu vernetzen. Es wird dadurch möglich, daß man trotz lokalen oder dezentralen Rechnereinsatzes auf Daten und Programme entfernt stehender Rechnersysteme Zugriff erlangt.

Neue Formen der *Datenhaltung*, insbesondere relationale Datenbanken, werden die Chance eines fast wahlfreien Verknüpfens von Daten, der Optimierung von Suchstrategien in Datenbeständen und des Zugriffs auf Datenbestände bieten. In Zukunft werden auch verteilte Datenbanken möglich sein, in denen die Daten auf mehreren Rechnersystemen liegen und einheitlich verwaltet werden.

Mit den Entwicklungen auf dem Gebiet der *künstlichen Intelligenz* werden mit neuen 'intelligenten' Programmiersprachen die Chancen, benutzernahe intelligente Anwendungssysteme zu schaffen, beträchtlich zunehmen. Anwendungssysteme der Zukunft werden lernfähige Systeme sein, die sich den Anforderungen der Benutzer flexibel anpassen.

Neue Entwicklungen auf dem Gebiet des *Software Engineering*, die Verwissenschaftlichung der Software-Produktion und stärkere maschinelle Unterstützung machen den Software-Entwicklungsprozeß schneller und sicherer, erhöhen die Qualität der Software, reduzieren den Wartungsaufwand und lassen damit immer mehr die Optimierung der Benutzer-Schnittstelle machbar erscheinen.

Hinsichtlich der *Anwendungsentwicklung* können vier Komponenten unterschieden werden, die für deren technische Seite charakteristisch sind. Die ersten beiden Komponenten, *Projekt-Management* und *Phasenkonzept*, sind Ausdruck der Projektform. Die dritte Komponente ist ein *Software-Engineering-Konzept*. Dieses beinhaltet eine wissenschaftlich entwickelte und bewährte Methodik der Software-Entwicklung. Die letzte Komponente würde ich *Software-Machines-Konzept* nennen; sie bezeichnet die 'Software-Maschinen', d. h. die Programme, die die Entwicklung von Anwendungs-Software unterstützen. In der Fachliteratur wird hier von 'Tools' (Werkzeugen) gesprochen, was aber den Sachver-

halt nicht bzw. nicht mehr zutreffend beschreibt. Die 'Tools' sind längst keine individuell handhabbaren Werkzeuge mehr, sondern von einer Masse von Software-Entwicklern angewandte Maschinen.

Betrachtet man nun die Entwicklung der beiden letzten Komponenten auf dem Hintergrund der allgemeinen Computerrevolution, so läßt sich eine *zentrale Tendenz* ausmachen, die - langfristig betrachtet - eine *arbeitszeitzentrierte Rationalisierungs-Strategie* und eine *auf der Projektform basierende Anwendungsentwicklung untergräbt*. Es sind dies vor allem zwei Trends, die sich hier abzeichnen. Der erste besteht in der Verwissenschaftlichung der Software-Entwicklung durch verstärkten Einsatz der Methodiken des Software-Engineering, und zwar auf der Basis von immer mehr software-machines, die diese Entwicklungsform in allen Phasen unterstützen. Die professionellen Anwendungsentwickler erhalten damit Techniken und Technologien, die Software-Entwicklung umfassender, sicherer, weniger risikoreich und weniger kostspielig gestaltbar machen. Die frühen Projektphasen können maschinell unterstützt werden; die Wiederaufnahme der Arbeit an Festlegungen früherer Projektphasen (Rekursivität) wird möglich werden durch maschinelle Konsistenzprüfungen, durch automatisiertes Nachfahren der Modifikationen in den nachgelagerten Zieldokumenten. Die zweite Tendenz besteht darin, daß die Endbenutzer selbst zu Entwicklern werden, daß die Trennung zwischen Fach- und DV-know-how aufgehoben wird. Schon heute existieren eine Reihe von 'Endbenutzer-Werkzeugen', die es Anwendern erlauben, mit einfachen, nichtprozeduralen Sprachen eigene Dateien aufzubauen, beliebige Auswertungen bestehender Datenbestände vorzunehmen, solche Daten in Tabellenkalkulation, Grafik und Textverarbeitung einzubeziehen. Unter dem Einfluß der Fortschritte in der Datenhaltung und der Künstlichen Intelligenz werden sich solche Systeme weiterentwickeln; sie werden in einer heute noch nicht eindeutig vorher-sagbaren Weise mit der Tendenz zur Verwissenschaftlichung der professionellen Anwendungsentwicklung konvergieren. Ein Endpunkt der Entwicklung ist vorstellbar, an dem die Spezialisten, die die materielle Produktion bewerkstelligen, von einem Arsenal von Maschinen umgeben sind, die mehr Möglichkeiten bieten, als je ein Einzelner wird ausschöpfen können. Dann wird alles vom Einsatz dieser Maschinen abhängen, d. h. von den Menschen, die sie einsetzen. *Der Entwicklungsstand der Persönlichkeit wird dann zum unmittelbaren Produktivitätsfaktor; die Einsparung von Arbeitszeit spielt dann nur mehr eine untergeordnete Rolle.*

Diese Tendenzen zeichnen sich *heute* ab. Mit der Durchsetzung dieser Tendenzen entfällt der *technische Grund* für eine Anwendungsentwicklung unter der Herrschaft der Projektform. Es ist die kapitalistische Rationalisierungsstrategie, das verengte Produktivitätskonzept, das die Anwendungsentwicklung in den Käfig der Projektform zwingt. Der herkömmliche Computereinsatz liegt mit diesen neuen Tendenzen im Konflikt.

Klassencharakter der neuen Technik?

Die These vom Klassencharakter der Technik hat besonderen Bezug zur Computerrevolution. Es scheint, daß für die Verfechter dieser These besonders der heutige Umbruch im System der Produktivkräfte, d. h. die mikroelektronische Revolution Gegenstand der Kritik ist. Freilich ist sie in jeder Hinsicht der unangemessene Gegenstand.

Auffallend ist zunächst, daß die Kritiker die Entwicklung der Produktivkräfte unter dem Kapitalismus nur negativ sehen. Die neue Technik führe zu Arbeitslosigkeit, sie dequalifiziere die Arbeiter und Angestellten, führe zu umfassenden Überwachungs- und Kontrollsystemen, intensiviere die Ausbeutung usw. usf. Es ist diese Ausschließlichkeit, diese Abstraktion von den progressiven Tendenzen, die eine solche Argumentation inadäquat und wirkungslos macht. Wenn man täglich mit den Anwendern der neuen Technik zu tun hat, deren Identifikation mit diesen technischen Mitteln erfährt, dann wird man den Eindruck nicht los, daß die Kritiker in einer anderen Welt leben.

Aber diese Argumentation ist viel grundsätzlicher. Sie geht dahin, daß das ganze System der Produktivkräfte, das unter dem Einfluß des Kapitalismus entstanden ist, *prinzipiell menschenfeindlich* sei. Der Kapitalismus sei Ursache und Triebkraft "einer Produktivkraftentwicklung, die zum Menschen und zur Natur ein prinzipiell ausbeuterisches Verhältnis hat" (Goldberg 1984, S. 33). Abgesehen davon, daß diese Position zu theoretischen Inkonsistenzen führt - wie soll denn ein solches Produktivkraftsystem materielle Basis der neuen Gesellschaft sein -, ist sie kaum empirisch begründbar. Es wird in diesem Zusammenhang ausgeführt, der Kapitalismus habe einseitig Verarbeitungstechnologien entwickelt, "Ressourcenbewirtschaftungstechnologien" aber nicht. Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts sollen die technischen Grundlagen für eine Kreislaufwirtschaft bestanden haben; sie seien unter kapitalistischen Vorzeichen aber nicht zur Entwicklung gekommen. Wenn diese Grundlagen wirklich bestanden haben sollten, dann allenfalls in sehr primitiver Form. Es geht doch gerade darum, die entwickelten "Verarbeitungstechnologien" menschen- und umweltverträglich zu gestalten. Darin besteht das Problem.

Man sieht das am besten daran, daß auch die sozialistischen Länder diese Probleme haben. Würde es das wissenschaftliche und technische know how für eine hochtechnisierte "Kreislaufwirtschaft" geben, was sollte die sozialistischen Länder davon abhalten, diese einzuführen? Der springende Punkt ist, daß es sich hier um einen *internen Widerspruch* der Produktivkraftentwicklung handelt. Die "Verarbeitungstechnologien", um diese Begrifflichkeit zu benutzen, mußten erst entwickelt sein, ehe all ihre negativen Seiten erkennbar waren, ehe sich das Problem der "Kreislaufwirtschaft" auf *hohem technischen Niveau* überhaupt

stellen konnte. Anders argumentieren hieße, der *absoluten Vorhersagbarkeit der geschichtlichen Entwicklung* das Wort reden, das *Neue* in der Geschichte leugnen, den materialistischen Charakter der Entwicklung ignorieren.

Die neuen Technikkritiker behaupten, daß die *grundlegende* Tendenz der Produktivkraftentwicklung im Kapitalismus falsch sei. Vielfach werden einzelne anfechtbare Seiten des technischen Fortschritts zur ultima ratio der Technisierung überhaupt erklärt. Stark verbreitet ist etwa der Versuch, der Informatik einen "militaristischen Charakter" anzudichten oder Personalinformationssysteme in das Zentrum aktueller technischer Tendenzen zu rücken. Es ließe sich leicht demonstrieren, daß Personalinformationssysteme Systeme unter anderen sind oder daß die innersten Prinzipien der Informatik nicht durch ihre militärische Anwendung deformiert werden.

Aber darüber hinaus ist der ganze *theoretische Ansatz*, der hier zugrundeliegt, stark anfechtbar. Mit der Entwicklung von Personalinformationssystemen werde ein Modell der neutralen Technik obsolet, heißt es z.B. bei H. Lange. "Das unternehmerische Nutzungsinteresse ist hier sorgfältig programmierter Bestandteil der Systeme selbst geworden, und zwar in der Weise, daß der 'richtige' Gebrauch dieser Systeme in der Struktur, in der sie vorliegen, vom Interessenstandpunkt der Beschäftigten her von vornherein der 'falsche' Gebrauch ist" (Lange 1984, S. 15).

Überprüfen wir dieses Argument. Es sei zunächst vorausgesetzt, Lange habe recht, Personalinformationssysteme funktionierten ausschließlich im Unternehmerinteresse. Dann ist immer noch die Annahme problematisch, hier handle es sich um etwas völlig Neues. In Wahrheit ist es doch immer (und nicht erst mit der Mikroelektronik) so, daß kapitalorientierte Arbeitsorganisation sich in konkreten Techniken niederschlägt. Das Fließband steht in engem Zusammenhang mit einer tayloristischen Arbeitsorganisation; und die Abkehr von tayloristischen Formen der Arbeitsorganisation führte auch weg von der Fließbandtechnik. Ich bestreite, daß im Zusammenhang mit den Personalinformationssystemen von einer völlig *neuen Qualität* im Verhältnis von Technik und Anwendung gesprochen werden kann.

Aber ist es denn richtig, daß solche Systeme nur "falsch" benutzt werden können? Beim Taylorismus und beim Fließband war Lenin bekanntlich anderer Ansicht. Er sah hier ein Konglomerat von neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen und kapitalistischer Ausbeutung, von "richtiger" und "falscher" Nutzungsmöglichkeit (Lenin 1918, S. 753). Und hier wird auch das Problem deutlich, das Lange durch forsche Formulierungen umgeht. Was soll es denn konkret bedeuten, daß "*das System*" nur kapitalorientiert einsetzbar ist? Betrifft das etwa die Computer, die Hardware, die Rechner-Netze, das Betriebssystem, die systemnahe Software? Auch diese Komponenten sind sicherlich Teil des Systems! Oder

betrifft es nur das *Anwendungs-System*? Dieses aber besteht aus bestimmten *Elementen* (Logiken, Programmieretechniken, Modulen usw.), die in ganz anderen *Anwendungs-Systemen*, vielleicht in anderer Kombination, ebenfalls zum Einsatz kommen.

Aber mehr noch. Betrachten wir das *Anwendungs-System* selbst. Jedes Personalinformationssystem beruht auf einem Programm-System, das *wahlfreie Auskunft über gespeicherte Daten ermöglicht*. Wahlfrei bedeutet dabei, daß jede Information mit jeder beliebigen anderen Information kombiniert werden kann. Das erste wesentliche Moment in diesem Zusammenhang ist, *welche Daten* gespeichert werden. Dies aber ist eine *reine Anwendungsfrage* und ist von der Programmlogik völlig unabhängig! Der zweite relevante Aspekt ist die Universalität der Auswertungen. Was bedeutet das denn aber anderes als daß praktisch *jede* Auskunft über gespeicherte Daten möglich ist. Mit anderen Worten: *Es ist einzig eine Frage der Anwendung des Systems, welche konkreten Abfragen realisiert werden*; was wann wie ausgewertet wird, ist *einzig abhängig von den Machtverhältnissen*; die Programmlogik ist rein *instrumental* und stellt alle Möglichkeiten zur Verfügung! Und gerade diese Instrumentalität zeichnet die (moderne) Technik aus.

In der Tat ist die gegenwärtige *Kritik an Personalinformationssystemen* in jeder denkbaren Hinsicht falsch. Das beginnt schon mit einer völlig unsinnigen *Positionierung* solcher Systeme. Man behauptet, sie dienten lediglich der Überwachung und Kontrolle der Arbeiter und Angestellten. Es wird dabei unterschlagen, daß Personalinformationssysteme Instrumente der Personalabteilungen sind, während Kontrolle und Überwachung der Arbeiterklasse durch die unmittelbaren Fachvorgesetzten ausgeübt werden. Der Unfug setzt sich darin fort, *wie* man die Überwachung im entwickelten Kapitalismus beschreiben zu können glaubt. Daß man auf obskure Daten aus Kantinen-Abrechnungs-Systemen, die man per Personalinformationssystem auswertet, die personelle Beurteilung stützt, ist allein schon deshalb unsinnig, weil dem Fachvorgesetzten hier ganz andere Möglichkeiten offenstehen, die nichts mit Personalinformationssystemen zu tun haben. Diese Beurteilung ergibt sich aus der täglichen praktischen Zusammenarbeit; sie wird vom Fachvorgesetzten der Personalabteilung zur Verfügung gestellt. Und ob einer des öfteren mal ein Bier trinkt oder Diät einhält, ist dem Vorgesetzten allein deshalb bekannt, weil er täglich mit 'seinen Leuten' in der gleichen Kantine essen geht. Keineswegs soll bestritten werden, daß es in kapitalistischen Betrieben immer noch eine Menge kleinlicher Überwachungen und Kontrollen gibt; aber diese sind von Personalinformationssystemen weitgehend unabhängig.

Personalinformationssysteme sind deshalb vor allem Instrumente der Personalabteilungen, weil sie eher bei der *Entscheidung strategischer Fragen* eine Rolle spielen. Meines Erachtens sind sie vor allem Mittel, um zukünftige oder aktuelle Arbeitsplatzprofile mit Qualifikationsprofi-

len abzugleichen. Sie sind also Mittel einer sehr langfristig orientierten Personalplanung der Betriebe. Positioniert man solcherart Personalinformationssysteme richtig, so wird auch die Annahme sichtlich erschüttert, sie würden ausschließlich dem kapitalistischen Management als Überwachungsinstrumente dienen. Warum sollte denn eine langfristig orientierte Personalpolitik nicht auch im Interesse der Belegschaften sein? Warum sollte denn eine langfristige Planung von Arbeitsplätzen und deren Abstimmung mit der Qualifikationsstruktur der Belegschaften prinzipiell gegen die Interessen der abhängig Beschäftigten gerichtet sein? Alles hängt hier von der Frage der Machtverhältnisse ab, unter denen solche Systeme zum Einsatz kommen.

Die 'neue' Theorie, derzufolge die heutigen Techniken nicht mehr als neutrales instrumentelles System beschrieben werden können, teilt die Schwäche der traditionellen Anwendungstheorie, weil sie nicht sagt, auf welcher Ebene welche Elemente der Produktivkraftstruktur deformiert werden. Man kann dies am Beispiel der Softwaretechnik verdeutlichen, die als System hierarchischer Ebenen beschreibbar ist. Auf der untersten Ebene steht die *Hardware*, die durch die Eigenschaft ihrer Programmierbarkeit charakterisiert ist. Eine Ebene darüber steht das *Betriebssystem*, das die Leistungen des Rechners für alle höheren Ebenen zur Verfügung stellt. Die dritte Stufe bilden die *Software-Machines* (Compiler, Generatoren, Dienstprogramme aller Art), die spezielle Leistungen des Betriebssystems für die Anwendungsentwicklung bereitstellen. Alle Anwendungs-Systeme setzen sich aus Teil-Systemen und Elementen zusammen; deshalb kann man eine Ebene definieren, die aus einer Menge anwendungsneutraler *software-technischer Elemente* besteht (Logiken, Algorithmen, Module). Es ist einsichtig, daß alle diese Ebenen zu völlig unterschiedlich charakterisierbaren Anwendungen integriert werden können. Die gleiche Hardware, die gleichen Compiler oder Interpreter, die gleichen Dienst-Programme, die gleichen Software-Bausteine können in militärischen wie zivilen Nutzungen eine Rolle spielen, sie können die Basis kapitalistischer Personalinformationssysteme wie sozialistischer Kader-Verwaltung bilden. Auf einer höheren Ebene werden alle darunter befindlichen Ebenen also zu *software-technischen Systemen* integriert. Diese Systeme können sozialökonomisch eindeutig präformiert oder deformiert sein. Nach meiner Auffassung können deformierende Einflüsse erst auf der Systemebene geltend gemacht werden. Und auch hier müssen die Grenzen eindeutig gezogen werden, muß deutlich gesagt werden, daß diese Deformationen nur peripheren Charakters sind. Es gibt umfassende Software-Systeme, die gleichermaßen unter kapitalistischen wie sozialistischen Rahmenbedingungen funktionsfähig sind. Man denke an Textverarbeitungs-Systeme, an Tabellen-Kalkulations-Programme, an Grafik-Pakete und Bürokommunikations-Software. Selbst anwendungsbezogene Programm-Systeme wie Lagerverwaltung, CAD, CAM, Betriebsdaten-Erfassung, Lohn- und Gehaltsabrechnung und vieles mehr können in sozialökonomisch unterschiedlichem Kontext zum Einsatz kommen. Ja, sogar Personalinformationssysteme sind -

wie oben ausgeführt - auch in der heute vorliegenden Form prinzipiell im Interesse der Arbeiterklasse nutzbar. Die Ursache hierfür ist darin zu sehen, daß der kapitalistische Verwertungsprozeß auch *Arbeitsprozeß* ist, d.h. daß bestimmte organisatorische Anwendungen und ihre software-technische Umsetzung in Anwendungs-Software immer auch bestimmte Aspekte und Notwendigkeiten *jedes großindustriellen Arbeitsprozesses (des funktional-konstruktiven Komplexes und der technischen Arbeitsorganisation)* widerspiegeln. Man muß also noch eine Ebene der *Anwendung* einführen, eine Ebene, die den arbeitsorganisatorischen, sozialökonomischen Anwendungszusammenhang reflektiert; um Technik und deren Einsatz vollständig beschreiben zu können. Und das ist nun in der Tat die Ebene, wo sich formationsspezifische Unterschiede zentraler Art lokalisieren lassen. (Zu dem genannten Ebenen-Modell vgl. Abb. 2, in: DEBATTE 1/87, S. 63).

Ein zweiter Einwand muß gegen die Theorie vom kapitalistisch deformierten Charakter der neuen Techniken geltend gemacht werden. Die Konzentration auf die Technik und deren (angebliche) Deformation läßt den wesentlichen Aspekt der die konkrete Arbeit determinierenden Bedingungen, die *Arbeitsorganisation*, in den Hintergrund treten. Meine These ist hierbei, daß mit der Entwicklung der Computerrevolution die *Autonomisierung* der Arbeitsorganisation zunimmt, daß die *Spielräume* organisatorischer Art wachsen. Dieser Trend kommt auch unter kapitalistischen Bedingungen zum Ausdruck und äußert sich in der mehr oder minder deutlichen Abkehr von Formen der Arbeitsorganisation tayloristischen Zuschnitts.

Für diese These können im wesentlichen zwei Begründungs-Strategien angeführt werden. *Erstens*: Durch die Computerisierung wird eine *eigene informationelle Infrastruktur* geschaffen, die neben der physikalischen Infrastruktur steht. Das In-Bewegung-Halten der physikalischen Struktur wird immer weniger abhängig von physischen Eingriffen, damit der physischen Präsenz der Arbeitenden, es wird immer mehr Effekt der informationellen Struktur. Diese informationelle Struktur kennt aber immer weniger räumliche und zeitliche Hindernisse. Daher nehmen die Möglichkeiten ihrer organisatorischen Gestaltung zu.

Beispielsweise wird es möglich sein, sich in entfernt stehende Rechner-systeme einzuschalten, um dort bestimmte Prozesse zu steuern und zu kontrollieren. Die physische Präsenz vor Ort wird immer weniger erforderlich. Damit eröffnen sich gewaltige Perspektiven. Denkbar wird eine umfassende *geographische Redezentralisierung* der gesellschaftlichen Arbeit. Man kann sich vorstellen, daß in einigen Jahrzehnten in einer voll verkabelten BRD viele Arbeiten in wohnnahen Niederlassungen von Unternehmen durchgeführt werden können, wobei diese mit Zentralrechnern verbunden sind, über ein elektronisches Post-System mit den nötigen Informationen versorgt und die verbleibenden Kommunikationsprobleme per Bildschirmkonferenz gelöst werden; nur gelegentlich wä-

ren Arbeiten direkt vor Ort erforderlich. Die Nebeneffekte einer solchen Umstrukturierung wären äußerst positiv. Zum ersten Mal wäre eine drastische Senkung des Verkehrsaufkommens technisch möglich: die gesamte Problematik der langen Anfahrtszeiten zur Arbeit würde entschärft. Statt diese Chance einer neuen gesamtgesellschaftlichen Arbeitsorganisation zu erkennen und in die Strategie der Linken einzubeziehen, erschöpft sich die Position der Linken in der Abwehr der zugegebenermaßen unerfreulichen Begleiterscheinungen dieses Umstrukturierungsprozesses wie z.B. neuer Formen der Heimarbeit.

Zweitens: Wenn es richtig ist, daß tendenziell neue Rationalisierungs-Strategien sich durchsetzen, dann können die arbeitsorganisatorischen Strukturen davon nicht unberührt bleiben. Wenn sich strategisch-innovative Anforderungen an die Arbeitenden verbreitern, wenn immer mehr ingenieurmäßiges know how zur Bewältigung der Arbeit erforderlich wird, wenn der einzelne von einem schier unerschöpflichen maschinellen Produktivpotential umgeben ist, dann muß eine restriktive arbeitsorganisatorische Auslegung der Arbeit kontraproduktiv wirken. Mit einer solchen Arbeitssituation ist eine Politik der Entqualifizierung, der Demotivation und kleinlichen Gängelung unvermeidbar. Es steht zu erwarten, daß mit fortschreitender Automatisierung progressive Veränderungen der technischen Arbeitsorganisation und der strukturellen Arbeitsorganisation auch unter kapitalistischen Bedingungen aus elementaren Produktivitätserwägungen unvermeidlich werden. Insbesondere dürfte die weit verbreitete Praxis, die Produktion mit personellen Unterkapazitäten zu fahren, um die letzten Produktivitätsreserven zu mobilisieren, mit einer Rationalisierungsstrategie der Optimierung von Arbeitszeit in Widerspruch geraten.

Marx hat von der kapitalismus-spezifischen "Despotie" des kapitalistischen Arbeitsprozesses gesprochen. Nach meiner Ansicht kann diese Theorie nicht mehr sinnvoll verteidigt werden. Zwar ist es richtig, daß die Arbeitsorganisation immer *konservativer als die Technik* ist; die kapitalistischen Produktionsverhältnisse verfestigen Formen der Arbeitsorganisation, die technisch nicht mehr notwendig sind; restriktive Organisationsformen, dequalifizierende Arbeitsgestaltung, demotivierende Führungsstile usw. schleppen sich, teils aus Tradition, teils bewußt durch das kapitalistische Management verfestigt, auch dort fort, wo die Automationstechnik andere Formen arbeitsorganisatorischer Gestaltung nahelegt. Dennoch dürfte auf lange Sicht unvermeidlich die letztlich produktivitätsfördernde und damit unter den gegebenen Bedingungen profitsteigernde Wirkung einer höheren Qualifikation, größerer Selbständigkeit und Verantwortung bei der Arbeit, der Mitarbeit usw. unausweichlich sein. Die in den 70er Jahren in der BRD und anderen entwickelten kapitalistischen Ländern realisierten 'neuen Formen der Arbeitsorganisation', die partielle Abkehr vom Taylorismus, sind aus dieser Sicht nur ein Schritt auf dem Wege der Adaption der Arbeitsorganisation an die Erfordernisse der entwickelten Produktivkräfte.

Neue Technik und Qualifikationsentwicklung

Die Qualifikationsentwicklung muß in der Perspektive der *Trennung von Hand- und Kopfarbeit* und deren Aufhebung betrachtet werden. Die Marxsche Kritik betrifft diesen Scheidungsprozeß, der "in der einfachen Kooperation (beginnt). ... Er entwickelt sich in der Manufaktur, die den Arbeiter zum Teilarbeiter verstümmelt. Er vollendet sich in der großen Industrie, welche die Wissenschaft als selbständige Produktionspotenz von der Arbeit trennt und in den Dienst des Kapitals preßt" (Marx 1890, S. 382). Die Aufhebung dieses Zustands kann umgekehrt nur darin bestehen, daß wissenschaftlich-technische Arbeit im Produktionsprozeß vorherrschend wird.

Der Arbeitsprozeß, der durch die Trennung der konzeptionellen Seite der Arbeit von der ausführenden Arbeit charakterisiert ist, läßt sich wie folgt spezifizieren. Von der objektiven Seite her stellt er wesentliche Anforderungen an die Arbeitenden unterhalb des Niveaus *systematisch-optimierender und strategisch-innovativer Denkleistungen* und ermöglicht somit nicht, den Arbeitsprozeß auch als *innovatorischen Lernprozeß* zu organisieren. Subjektiv schlägt sich dies darin nieder, daß die Fähigkeiten (Qualifikationen) der Arbeiterindividuen auf nichtwissenschaftlichem Niveau verbleiben und solche Aktivitäten überwiegen, die nicht geeignet sind, Fähigkeiten zu produzieren, zu entwickeln und besonders ausprägen. Die Aktivitäten aber organisieren sich im *Zeitplan* der Persönlichkeit. Unter diesem Aspekt kann gesagt werden, daß unter den Bedingungen der Trennung die individuellen Zeitpläne dadurch charakterisiert sind, daß Aktivitäten, die die Fähigkeitsentwicklung der Persönlichkeit fördern, in ihnen keine oder nur eine untergeordnete Rolle spielen. Ein solcher Arbeitsprozeß läßt sich als defizitär im Hinblick auf das Kriterium der *Persönlichkeitsförderlichkeit* von Arbeit beschreiben.

Wesentlich ist, daß bei Marx diese Trennung *ursächlich* nicht mit der Maschine zusammenhängt. Es ist die *manufakturmäßige Arbeitsorganisation*, die die geistigen Potenzen des Produktionsprozesses den Produzenten als "fremde Macht" gegenüberstellt (Marx 1890, S. 382). Nach Marx wirft umgekehrt die Maschinerie diese alte Arbeitsteilung über den Haufen; die Teilung der Arbeit schleppe sich zunächst gewohnheitsmäßig fort, um dann vom Kapital als Exploitationsmittel fixiert zu werden (ebd., S. 445). Also auch hier ist die *Anwendung*, die arbeitsorganisatorische Gestaltung der Arbeit im Hinblick auf ihre qualifikatorischen Effekte entscheidend.

Es gibt unterschiedliche Tendenzen in den klassischen Texten, diesen Widerspruch zwischen entwickelter Maschinerie und überkommener Arbeitsorganisation herauszuarbeiten. Marx vertrat die Auffassung, daß das *Gesetz des Arbeitswechsels* sich durchsetzen werde und vom Kapital letztlich anerkannt werden müsse; er verband dies mit der Ansicht, daß damit auch das "Detailindividuum" ersetzt werden müsse durch das

"total entwickelte Individuum, für welches verschiedene gesellschaftliche Funktionen einander ablösende Betätigungsweisen sind" (Marx 1890, S. 512). Die Basis dieses Gesetzes des Arbeitswechsels ist aber, daß die Arbeiter zwischen verschiedenen Arbeiten an der Maschine wechseln können, weil sich diese Arbeiten außerordentlich vereinfacht haben. Ausdrücklich erwähnt Marx, daß die Maschinenarbeiten "wegen ihrer völligen Einfachheit raschen und beständigen Wechsel der mit dieser Plackerei belasteten Personen erlauben" (Marx 1890, S. 444). Es ist wenig einsichtig, wie sich aus diesem technisch erzwungenen Wechsel zwischen niedrig qualifizierten Tätigkeiten das "total entwickelte Individuum" ergeben soll. Außerdem hat sich eine Homogenisierung der Industriearbeit auf niedrigem Niveau historisch nicht durchgesetzt.

Meines Erachtens ist in keiner entwickelten kapitalistischen Gesellschaft der unmittelbare Produktionsprozeß mit kurzfristig angelegten Arbeitskräften durchführbar; überall hat sich ein teilweise beträchtlicher Anteil von Facharbeitern erhalten. Das von Marx entdeckte Gesetz ist wohl in weiten Bereichen der Industriearbeit Wirklichkeit geworden, aber es ist nicht zur generellen Erscheinungsweise der Arbeit unter dem Kapitalismus geworden.

Es gibt Versuche, diese Tendenz auch auf die höher qualifizierte Arbeit zu übertragen. Engels spricht in diesem Zusammenhang von einem "Geschlecht von allseitig ausgebildeten Produzenten..., die die wissenschaftlichen Grundlagen der gesamten industriellen Produktion verstehen" (Engels 1878, S. 276). Aber dies ist kaum aus der Dynamik der kapitalistischen Entwicklung herleitbar; eher handelt es sich hier um programmatische Positionen, die sich dem sozialistischen Menschenbild verdanken. Wollte man auf der Basis hochqualifizierter Arbeit einen permanenten Arbeitswechsel praktizieren, so wäre das höchst problematisch. Aufgrund wachsender Komplexität und permanenter Spezialisierung sind gerade bei wissenschaftlich-technischen Arbeiten recht lange Einarbeitungszeiten und sehr spezialisiertes Fachwissen üblich, so daß ein permanenter Arbeitswechsel sich als stark produktivitätshemmend erweisen würde. Auch das Engelssche Beispiel vom "Karreschieber" (Engels 1878, S. 186) ist sehr problematisch. Es unterstellt, daß wissenschaftlich-technisch qualifizierte Arbeitskräfte Arbeiten niedrigen Niveaus mit übernehmen. Damit würden Qualifikationen hohen Niveaus nicht eben produktiv eingesetzt; sie lägen während ihres unterqualifizierten Einsatzes brach. Es ist mir nicht bekannt, daß derartige Formen der Arbeitsorganisation jemals erfolgreich in sozialistischen Ländern eingeführt wurden.

Nun ist es auch keineswegs notwendig, den "Karreschieber von Profession" zu verewigen. Die Technik, insbesondere die Computertechnik, bietet enorme Möglichkeiten, unqualifizierte Tätigkeiten abzuschaffen. Und dies ist eine weitere Argumentationslinie, die in den klassischen Texten vorfindbar ist. Die große historische Tendenz der Mechanisierung besteht in der Verdrängung der unmittelbaren Produktionsarbeit.

Marx hat in genialer Antizipation der historischen Entwicklung diesen Verdrängungsprozeß erahnt, wenn er ihm dann auch in den Analysen des »Kapitals« eine untergeordnete Rolle einräumte. In den »Grundrissen« (Marx 1857/58, S. 592ff) analysiert Marx jene Entwicklungstendenz, die dahin führt, daß der Arbeiter neben den Produktionsprozeß tritt, aus der unmittelbaren Produktionstätigkeit zurücktritt, zum "Wächter und Regulator" wird. Das bedeutet, daß die Arbeit wissenschaftlichen Charakter annimmt, daß der Arbeitsprozeß tendenziell Forschungs- und Entwicklungsprozeß wird. Und diese Entwicklung ist verschränkt mit dem Obsolet-Werden eines Rationalisierungskonzeptes, das auf die Reduktion von Arbeitszeit setzt. Hier laufen alle Linien zusammen: Die Automation verdrängt die unmittelbare Produktionsarbeit, schafft ein Arsenal von Maschinen, das zwischen die gesellschaftlichen Individuen und die Natur geschoben wird; die Arbeit erhält mehr und mehr wissenschaftlichen Charakter; eine bornierte Arbeitsorganisation, die auf der Subalternität der Arbeitenden beruht, wird unproduktiv; ein Rationalitätsprinzip, das auf die Reduktion von unmittelbarer Arbeitszeit orientiert, wird zunehmend inadäquat, unhaltbar, kontraproduktiv auch für das kapitalistische Management.

Es zeigt sich hier die Verfehltheit einer jeden Qualifikationsanalyse, die auf Entwicklungen nur im unmittelbaren Produktionsbereich sich bezieht. Sie verfehlt, gerade im Zeitalter der Automation, das Thema! Sie verfehlt die grundlegende Tendenz der Automation, die auf die Abschaffung der unmittelbaren Produktionsarbeit zielt. Unbestreitbar vollzieht sich in den entwickelten kapitalistischen Gesellschaften eine Verlagerung der gesellschaftlichen Arbeit in die der Produktion vor- und nebengelegten Bereiche. Empirisch läßt sich dies ablesen in der wachsenden Anzahl von Absolventen der Hoch- und Fachhochschulen insbesondere technischer Disziplinen, die in der Industrie arbeiten. Es läßt sich ablesen am wachsenden Anteil von Technikern, Ingenieuren, Mathematikern und Informatikern am gesellschaftlichen Gesamtarbeiter, an den Verschiebungen in der Arbeiterklasse vom Arbeiter- hin zum Angestelltenstatus, schließlich in der Zunahme der im Bereich der Instandhaltung Beschäftigten in der materiellen Produktion. Generell gilt, daß diese Tendenzen desto stärker ausgebildet sind, je höher der Grad der Automation ist. In vielen High-Tech-Betrieben sind mehr Angestellte als Arbeiter beschäftigt. Abgesehen davon, daß dies auch zu Korrekturen an den überkommenen Klassentheorien zwingt, ist aus diesen Tendenzen eindeutig eine Höherqualifikation des Gesamtarbeiters ableitbar. Die Verdrängung der unmittelbaren Produktionsarbeit führt zur Höherqualifikation des Gesamtarbeiters! Es ist daher sehr problematisch, wenn Kern/Schumann in einigen wesentlichen Passagen von »Ende der Arbeitsteilung« die "Neuen Produktionskonzepte" gerade in ihrer Funktion als Bremsklotz dieser Entwicklung sehen und legitimieren.

Umstritten sind bekanntlich die qualifikatorischen Effekte der Mechanisierung im Bereich der unmittelbaren Produktionsarbeit. Indiskutabel ist

dabei die *Dequalifikationsthese*. Wie wenig überzeugend dieser Standpunkt ist, kann an U. Briefs, dem vielleicht bekanntesten Vertreter dieser Position im linken Lager, verfolgt werden. Briefs hat in seinen verschiedenen Büchern eindeutig die These vertreten, daß für die Gesamtheit der abhängig Beschäftigten die Automation nur Dequalifikation, Abgruppierung und extrem negative Effekte bringen werde; nur die technische Intelligenz zählte er zu den Profiteuren des technischen Fortschritts (vgl. dazu meine Belege in DVZ/tat 48/85, S. 9). In der Diskussion in der DVZ/tat hat er dann so getan, als sei er schon immer ein Vertreter der Polarisierungsthese gewesen. Dabei besagt die Polarisierungsthese, daß in der Produktionsarbeit eine qualifikationsrelevante Polarisierung stattfindet, wohingegen Briefs von einer Polarisierung zwischen Produktion und technisch-wissenschaftlicher Arbeit gesprochen hat. Darüber hinaus waren die Anhänger der Polarisierungsthese der Ansicht, eine kleine Gruppe von Produktionsarbeitern werde höher qualifiziert, die große Masse der Produktionsarbeiter werde dequalifiziert. Briefs bringt es nun fertig, in der DVZ/tat-Diskussion Teilergebnisse von Untersuchungen als Bestätigung der Polarisierungsthese anzuführen, in denen die Verteilung von höher und niedrig qualifizierten Arbeiten bei 50 Prozent liegt (Briefs in: DVZ/tat 50/85, S. 10). Und dies just zu einem Zeitpunkt, da die eigentlichen Begründer des Polarisierungstheorems auf Basis einer Wiederaufnahme von Untersuchungen, die seinerzeit die Polarisierungsthese begründet hatten, zu einem partiellen Abrücken von dieser These gezwungen wurden. Ich will damit keineswegs sagen, daß die Polarisierungsthese vollkommen falsch wäre; ich behaupte vielmehr, daß Briefs diese These weder verstanden noch vertreten hat, daß sein Einschwenken auf diese These erfolgte, als die Tatsachen die Begründer des Polarisierungstheorems zu einer nicht unbeachtlichen Relativierung desselben zwangen.

Auch die These von der *kontinuierlichen Höherqualifikation* ist problematisch. Zu sehr war sie liiert mit der Legitimationsideologie des kapitalistischen Fortschritts. Schon bei Blauner (R. Blauner 1964), besonders aber bei Fürstenberg (F. Fürstenberg 1969) diente sie eindeutig dem Zweck, durch schönfärberische Analysen von den kapitalistischen Schattenseiten des technischen Fortschritts abzulenken. Möglicherweise hat man im linken Lager wegen dieser vordergründigen Argumentationsmuster lange Zeit vernachlässigt, daß durchaus ein wahrer Kern sich hinter der ideologischen Hülle verbirgt.

Innerhalb der Linken hatte sich seit Anfang der 70er Jahre die *Polarisierungsthese* durchgesetzt, die ursprünglich von Kern/Schumann in »Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein« (Kern/Schumann 1970) entwickelt und in der Folgezeit durch eine Reihe von Studien des SOFI empirisch untermauert worden war. Lediglich die »Projektgruppe Automation und Qualifikation« stand - im linken Lager - dieser These skeptisch gegenüber. Sie kritisierte zu Recht den am Handwerk und an traditioneller Facharbeit fixierten Qualifikationsbegriff der frühen Göttinger Arbei-

ten; freilich waren ihre Analysen kaum geeignet, die vielen empirischen Anhaltspunkte für die Polarisierungsthese zu erschüttern.

Unbestreitbar gibt es eine Reihe von Anhaltspunkten für die *Polarisierungsthese*. Meines Erachtens ist sie nach wie vor die These, die am besten empirisch bewährt ist. Auch Kern/Schumanns »Ende der Arbeitsteilung«, in dem die Position entwickelt wird, »Neue Produktionskonzepte« führten zu einer Abkehr von der Polarisierung, enthält eine Reihe von Relativierungen. Erstens betonen die Autoren mehrmals, es handele sich nur um eine *Tendenz*, zu der es Gegentendenzen gebe usw. Und zweitens beschränken sie den Geltungsbereich der These von den »Neuen Produktionskonzepten« auf den stabilen Kernbereich der Industrie. In den wenigen florierenden Randbereichen sieht es nach Kern/Schumann anders aus; gesamtgesellschaftlich müsse man sogar von einer Fixierung der Polarisierung, einer *Segmentierung* in Rationalisierungsgewinner und -verlierer ausgehen.

Aus heutiger Sicht, insbesondere auf Basis der Studie »Ende der Arbeitsteilung« müssen einige Relativierungen an der Polarisierungsthese vorgenommen werden. *Erstens*: Die quantitativen Verhältnisse zwischen höherqualifizierten und dequalifizierten Arbeitskräften sind nicht so wie die Polarisierungsthese unterstellt. Es scheint so, als sei nur ein quantitativ kleiner Teil am unteren Qualifikationspol angesiedelt und keineswegs nur eine kleine Minderheit, sondern beträchtliche Teile der Produktionsarbeiter erhalten bei Rationalisierungsschüben höhere Qualifikationen.

Zweitens, damit zusammenhängend wurde von den Anhängern des Polarisierungstheorems die *Tendenz* der Entwicklung falsch eingeschätzt. Man glaubte, daß sich im weiteren Fortgang des Mechanisierungsprozesses die polarisierenden Effekte verstärken müßten. Nach den Ergebnissen von »Ende der Arbeitsteilung« ist eher das Gegenteil richtig. Die Autoren betonten immer wieder, »daß die Voraussetzung einer polarisierenden Funktionsmasse auf Dauer überhaupt nicht sicher gewährleistet sein wird. Worauf man sich jedoch mit einiger Sicherheit einrichten kann, ist die *bevorzugte* Automatisierung gerade der einfachen Arbeitsfunktionen an den Maschinen« (Kern/Schumann 1984, S. 192). So stellten sie beispielsweise hinsichtlich der mechanischen Fertigung in den untersuchten Betrieben der Automobilindustrie fest, daß der unqualifizierte Pol »nahezu weggeschmolzen« ist (ebd., S. 89). Und für den Werkzeugmaschinenbau lautet die Prognose: »Der Polarisierung geht die Funktionsmasse aus« (ebd., S. 191).

Das Grundproblem ist hier wie immer, daß es eine Unmenge von widersprechenden, sich gegenseitig durchkreuzenden Tendenzen im realen Arbeitsprozeß gibt, denen man keineswegs ansieht, ob es sich um stabile zentrale oder um vorübergehende periphere Tendenzen handelt. Daher gibt es auch für alle Theorien gewisse empirische Belege und Anhaltspunkte. Selbst für die Briefssche Dequalifikationstheorie gibt es, wenn

man nur mit den entsprechenden Vorsätzen und der nötigen Verbissenheit an die Analysen herangeht, 'Belege'. Meine These ist, daß man in dieser verwirrenden Vielfalt die hauptsächlichen, stabilen Tendenzen und Erscheinungen nur finden kann, wenn man von den *in sich widersprüchlichen Rationalisierungsstrategien des Kapitals* ausgeht. Und darin besteht eben das Vorwärtsweisende der Studie von Kern/Schumann, daß sie diese "Produktionskonzepte" in den Mittelpunkt der Untersuchung der Qualifikationsentwicklung stellt.

Wenn es nun richtig ist, daß unter dem Druck der entwickelten Produktivkräfte eine Rationalisierungsstrategie der Minimierung von Arbeitszeit immer weniger produktiv ist und in Konflikt gerät mit einer Rationalisierungsstrategie der Optimierung von Arbeitszeit; wenn es richtig ist, daß dieser Konflikt zwischen verschiedenen Strategien der Produktivitätssteigerung sich auch äußert in der Verdrängung von restriktiven durch weniger restriktive Formen der Organisation von Arbeit, dann ist auch die Annahme naheliegend, daß mit dem jeweiligen Rationalisierungskonzept ein je unterschiedliches *Qualifikationskonzept* verbunden ist. Ein Konzept, das unter den Bedingungen entwickelter Technik auf Dequalifizierung setzt, wird zunehmend kontraproduktiv.

Mit der Konzeption einer *Minimierung von Arbeitszeit*, mit der Hegemonie der Projektform, mit der Dominanz bornierter Kostengesichtspunkte bei der Durchführung von Rationalisierungsprojekten sind notwendig bestimmte Restriktionen hinsichtlich der Ausschöpfung des technischen, organisatorischen und menschlichen Potentials verbunden. Bei jedem Rationalisierungsschub ergeben sich Alternativen hinsichtlich der Neugestaltung der Arbeit. Es können jeweils unterschiedliche Grade der Mechanisierung angestrebt werden. Der Grad, bis zu dem repetitive Arbeiten abgebaut, deren Neuentstehung verhindert und höherqualifizierte Arbeiten geschaffen werden, kann differieren. Bei Dominanz einer Strategie zur Minimierung von Arbeitszeit werden repetitive Tätigkeiten nur abgebaut und qualifizierte Tätigkeiten nur geschaffen, sofern dies mit einem engen Kostenkalkül kompatibel ist; die Reproduktion repetitiver Arbeiten auf höherem Niveau wird in Kauf genommen; qualifizierte Arbeiten zu schaffen, ist selbst kein Rationalisierungsziel. Daher, so kann man prognostizieren, ist die *Polarisierung* eine *Haupttendenz* der Entwicklung im Bereich der unmittelbaren Produktionsarbeit.

Aber diese Entwicklung gerät unter *Gegendruck*. Eine Strategie zur *Optimierung von Arbeitszeit* zielt auf die Bereitstellung einer Arbeitsumgebung für qualifizierte Arbeit. Das Erhalten oder Perpetuieren repetitiver Teilarbeit steht im Gegensatz zu dieser Rationalisierungsstrategie. Wo kein verengtes Kostenkalkül diktiert, stehen die Mehrkosten für die Abschaffung dequalifizierender Arbeiten, auch dort, wo diese Mehrkosten erheblich sind, in keinem Verhältnis zu dem Gewinn, den man durch Freisetzung des menschlichen Potentials erhält.

Diese Rationalisierungsstrategie ist *Tendenz*. Wo sie sich durchsetzt, werden repetitive Teilarbeiten auf ein Minimum reduziert. Sie ist unter kapitalistischen Bedingungen stets bedrängt, beengt und beschränkt durch die kapital-affine, kapital-nahe Strategie der Reduktion von unmittelbarer Arbeitszeit. Ein *Sozialismus*, der sich auf dem Niveau der Zeit bewegt, hat seine zentrale Aufgabe darin, diese Restriktionen zu überwinden und der *technik-affinen Rationalisierungsstrategie der Optimierung von Arbeitszeit zum Durchbruch zu verhelfen*.

Versucht nie, euch zu rechtfertigen — was für ehrenrührige Geschichten auch über euch erzählt werden. Versucht nie, ein Mißverständnis aufzuklären, habt keine Bedenken, das 'letzte Wort' zu sprechen oder zu hören.

Iwan Sergejewitsch Turgenjew



Udo Bullmann · Mike Cooley
Edgar Einemann (Hrsg.)

LOKALE BESCHÄFTIGUNGS-
INITIATIVEN
Konzepte · Praxis · Probleme

Die Folgen der andauernden Beschäftigungskrise werden besonders deutlich, wo die Lebenswelt der Hauptbetroffenen ist, in den Kommunen. Dort wächst, eingeklemmt zwischen steigendem Handlungsbedarf und abnehmender Handlungsfähigkeit, das Bemühen um dezentrale Alternativen zur zentralstaatlichen Modernisierungs- und Austeritätspolitik, das Bemühen um lokale Alternativen für mehr Beschäftigung und Lebensqualität. Stichworte aus dem Inhalt: Konservative Modernisierungspolitik und lokale Alternativen · Praxisversuche in London, Bremen, Wiesbaden, Nürnberg/Erlangen, Offenbach, Dortmund, Hamburg, Osnabrück · Aktive Beschäftigungspolitik · Gewerkschaftliche Regionalpolitik · Zweiter Arbeitsmarkt · Beschäftigungsgesellschaften · Genossenschaften · Arbeitsbeschaffungs- und Qualifizierungsprojekte

ISBN 3-924800-36-7
264 Seiten · DM 19,80

SP-Verlag
Deutschhausstraße 31 · 3550 Marburg



José Carlos Mariátegui
Sieben Versuche, die peruanische
Wirklichkeit zu verstehen

Herausgegeben von Kuno Füssel
 Mit einem Nachwort von W.F. Haug

Der Peruaner J.C. Mariátegui (1894-1930) muß für den europäischen Marxismus erst entdeckt werden. Als politischer Führer und als Theoretiker der sozialen Realität Lateinamerikas trat er für einen Sozialismus ein, der sich an den Volksbewegungen als deren lebendiger Ausdruck bildet. Dies, und die Originalität und weltumfassende Perspektive seines Denkens machen ihn zum Gramsci Lateinamerikas.

320 Seiten, br., 32,- DM

Georges Labica
Der Marxismus-Leninismus
Elemente einer Kritik

Wie hängen die stalinistischen Leiden mit dem Marxismus-Leninismus zusammen? Die offiziellen Lehrbücher schweigen sich darüber aus. Labica rekonstruiert die philosophischen und politischen Kämpfe, aus denen der Marxismus-Leninismus als staatlicher Offizialdiskurs hervorging. Die Analyse der historischen Konstellation von Philosophie, Wissenschaft, Partei und Staat liefert einen Schlüssel für das Verständnis heutiger marxistischer Kontroversen. Ein Stück Anwendung des Marxismus auf sich selbst.

144 Seiten, br., 18,- DM

Wolfgang Fritz Haug
Pluraler Marxismus

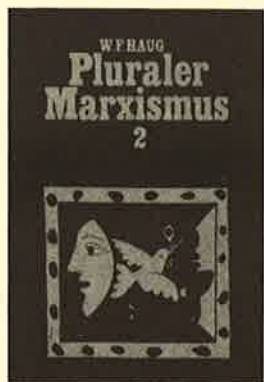
Beiträge zur politischen Kultur

»Ein Band, der für die geistige Situation der deutschen Linken kennzeichnend und wichtig ist.« *Peter Glotz*

Seeben erschienen: Band 2

Die Frage nach dem Ideologischen / Marx, Ethik und die Ideologische Formbestimmtheit von Moral / Antisemitismus als Bewährungsprobe marxistischer Ideologietheorie / Marxismus und die drei Welten

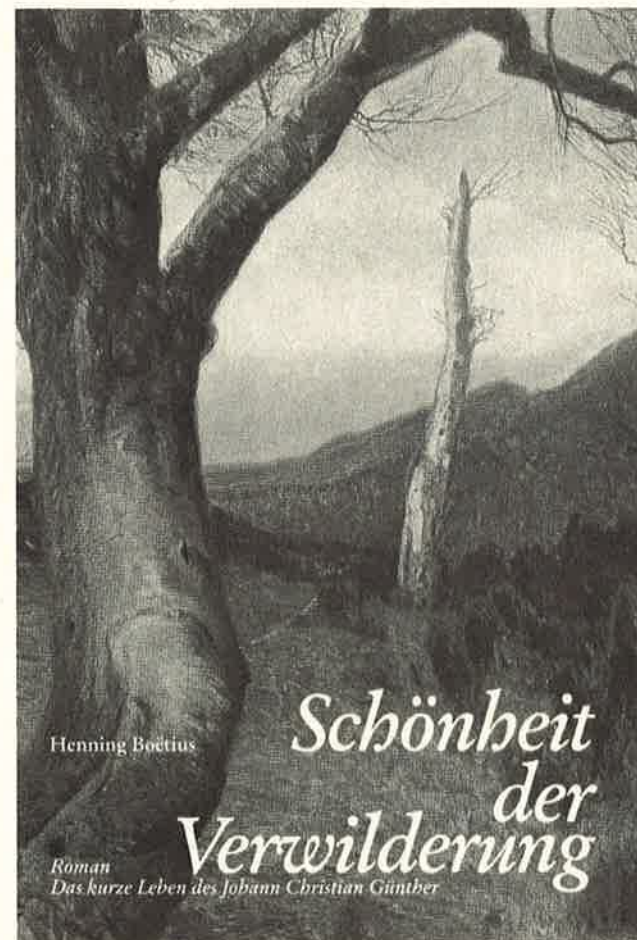
300 Seiten, Ln. 32,- DM; br., 24,- DM



ARGUMENT

Argument-Vertrieb
 Tegeler Straße 6
 1000 Berlin 65

Buch des Jahres



Roman, 360 Seiten, Leinen

36 DM

Mit »Schönheit der Verwilderung« liefert uns Boëtius einen Entwicklungsroman in 74 Kapiteln; die fiktive Biographie des genialen Außenseiters Johann Christian Günther (1695 – 1723).

Eichborn
 Verlag

F. 7020 E
017007772/00287/00003
HERRN
WOLFGANG ALBERS
PFALZBURGER STR. 72 A
1000 BERLIN 15

geplant für
3/87
März

Hagen Kühn
Am Fallschirm - Sozialpolitische Umverteilung und private Produktion

Herbert Claas
Ford und Marx — Weißer Sozialismus in den 20er Jahren

Hans Platschek
Dada und die Unsterblichkeit

Peter Furth
Zu einer Phänomenologie der Enttäuschungen — II

Peter Maiwald
Herr Beierlein erwirbt die Internationale

Gerd Fuchs
Zu einigen Aspekten von WRL's Artikel »Optimierung der Arbeitszeit
statt Verkürzung I« in 1/87

außerdem Texte von Matthias Beltz, Michael Ben, Eberhard Fehrmann,
Bernd Fichtner, Thomas Neumann, Alexander Puschkin...

(ab 7. März)